

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 149 (1981)
Heft: 44

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 28.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

44/1981 149. Jahr 29. Oktober

In Frömmigkeit sterben

Eine Besinnung auf das Fest Allersee-
len 653

Isidor von Sevilla

Bischof Isidor, der spanische
Mönchsvater, wird dargestellt von
Johannes A. Doerig 654

Präses unter Brüdern sein

Aus der Dekanienkonferenz des Bis-
tums St. Gallen berichtet
Arnold B. Stampfli 657

Ämterfrage auch hier

Aus dem Priesterrat des Bistums Lau-
sanne, Genf und Freiburg berichtet
Anton Troxler 658

Ein Schritt nach vorne

Aus dem Seelsorgerat des Bistums
Sitten berichtet
Alois Grichling 658

Sexualität, Ehe und Familie – Pro- blembereiche der Kirche

Neuere
Arbeitshilfen werden vorgestellt von
Andreas Imhasly 659

Institut für jüdisch-christliche For- schung

662

Hinweise

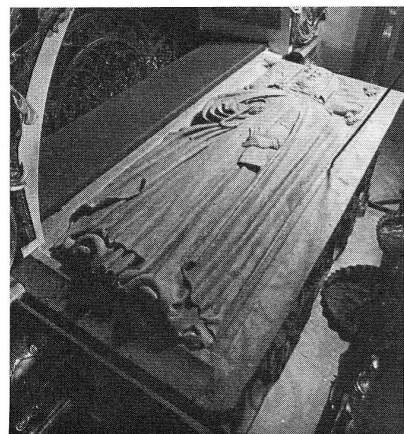
664

Amtlicher Teil

665

Schweizer Heilige

Idda von Toggenburg



In Frömmigkeit sterben

*Eine Besinnung auf Allersee-
len hat, so ein pastoralliturgischer Rat,
das österliche Geheimnis der Auferstehung zu bedenken. Dabei wird aber
kaum an das eigene Sterben gedacht, das überhaupt mehr dem erbaulichen
als dem theologischen Schrifttum überlassen wird – die systematische
Theologie behandelt es als Eschatologie, die praktische als Sterbebeglei-
tung. Wie das eigene Sterben christlich bedacht werden kann, zeigt das an-
gesichts des Todes geschriebene Wort des im letzten Jahr verstorbenen
Bischofs von Berlin, Kardinal Alfred Bengsch.* Redaktion

Bei der Hochaltarweihe in der wiederhergestellten St. Hedwigskathedrale habe ich am Allerheiligentag 1963 in der Predigt gesagt, was ich heute gern noch einmal zu Euch sagen möchte: «Niemand weiss, wann Gott ihn abberufen wird. Ich hoffe und bete, dass hier auch noch Gott Lob gesungen wird, wenn er mich abberufen hat und wenn ich unter diesem Altar der Auferstehung entgegenruhe.

Wir wissen, dass die Kirche noch nicht die Braut ohne Makel ist. Und dennoch bekenne ich, nicht als Erfolgsmeldung, aber zum Lobpreis Gottes, den ich schuldig bin: Ich habe das Wirken der mächtigen und gütigen Hand Gottes hier an seinem heiligen Volk gesehen. Ich habe gesehen, wie sie Verzweifelte aufrichtete, ich habe sie gesehen in der Grösse und dem Frieden christlichen Sterbens. Ich habe sie gesehen an denen, die die zärtliche Liebe des Vaters rein bewahrt hat. Und ich habe sie gesehen an denen, die tapfer ihren Glauben bekannt haben, und auch an denen, die Gott gerufen hat und die staunend und selig den Weg der Nachfolge gegangen sind.

Es ist wahrlich dem Bischof nicht gegeben, zuerst die Spuren der Herrlichkeit zu sehen. Aber ich danke Gott dafür, dass ich dies hier sehen durfte.»

Da ich nun weiss, dass ich vielleicht schon bald meine Seele in die Hände des Schöpfers zurückgeben werde, vernehmt dieses Abschiedswort im Trost des Glaubens an unseren Herrn und Erlöser Jesus Christus, auf den wir vertrauen und der gesagt hat: «Vater, ich will, dass die, die du mir gegeben hast, bei mir sind in der Herrlichkeit, die du mir gegeben hast.»

Ihr werdet sicher verstehen, dass ich jetzt niemand beunruhigen möchte. Gott allein weiss und bestimmt die Stunde meines Heimgangs. Darum ist es mein Wunsch, Euch diesen letzten Segensgruss erst mitzuteilen, wenn ich aus diesem Leben geschieden bin. Christus hat uns sein Leben eingesenkt in der Taufe. Wir gehören zu ihm, und der Tod wird dies nicht zerstören. Darum ist die Kirche hier auf Erden in Gemeinschaft mit jenen, die ihren Weg vollendet haben und bei Gott sind. Und darum ist es mir ein grosser Trost, weil ich weiss, dass für meine Seelenruhe gebetet werden wird.

Möge mir Gott um der unendlichen Verdienste Jesu Christi willen in der Stunde meines Hinscheidens ein gnädiger Richter sein und mir meine

Sünden, Fehler und Schwachheiten vergeben.

Liebe Brüder und Schwestern, lasst mich heute sagen, wie sehr ich Gott für die Gnade danke, dem Bistum Berlin vorstehen zu dürfen. Keinen anderen Platz auf dieser Erde hätte ich je dafür eintauschen wollen. Was zeichenhaft der Bischofsring ausdrückt: in der Liebe Christi bin ich diesem Bistum vermählt. Auch schwere Tage haben die Freude darüber nicht zerstören können, wenn sie auch manchmal von dem Belastenden, von den Schwierigkeiten und von dem Wissen um mein menschliches Unvermögen zurückgedrängt wurde.

Inständig bete ich, dass Gott seine Hand schützend über unser so schwer geprüftes Bistum hält, das nahezu seit seiner Gründung vor einem halben Jahrhundert in der Bedrängnis ist.

Von ganzem Herzen möchte ich danken: meinem bischöflichen Mitbruder Johannes Kleineidam, allen priesterlichen Mitbrüdern, den Ordensgemeinschaften und allen Brüdern und Schwestern im weiten Raum unseres Bistums. Ich danke für Eure selbstlose Mitarbeit, für Eure Treue, für Eure Geduld und nicht zuletzt für Euer Gebet. Dadurch ist mir die Bürde meines Amtes spürbar erleichtert worden, dadurch bin ich gestärkt und in den Stunden der Mutlosigkeit, vor denen ja niemand bewahrt bleibt, immer wieder aufgerichtet worden. Danken möchte ich allen, die in der Stille gewirkt haben und die oft in einer glaubensfremden Umwelt treu zu ihrem Glauben gestanden haben. Mit dem Beistand des Heiligen Geistes werden sie auch in Zukunft ihre Treue zu Christus und seiner Kirche bewahren.

Dem Dank schliesse ich die Bitte an, dass jene, die durch mich betrübt wurden, mir um der Barmherzigkeit Gottes willen vergeben.

Für meinen Bischofsdienst habe ich mir als Wahlspruch das Wort des Apostels Paulus ausgesucht: Helfer eurer Freude. Ich wollte Helfer zur Freude an der Frohbotschaft unseres Herrn sein. Vieles, was ich dazu getan habe, wird vielleicht unzureichend gewesen sein. Aber Gott ist mein Zeuge, dass ich immer darauf bedacht war, sein Evangelium unverkürzt zu verkünden. Denn das Evangelium, so sagt der Apostel im Galaterbrief, ist nicht Menschenwerk. Und er sagt dort auch das harte Wort: «Wenn jemand euch ein anderes Evangelium verkündet, als ihr empfangen habt, so sei er verflucht!»

Liebe Brüder und Schwestern, beherzigt auch in Zukunft, was Euch als heiliges Volk Gottes aufgetragen ist: Bleibt in der Liebe Christi, bewahrt die Einheit des Bistums und steht in Treue zum Heiligen Vater, dem Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, den Christus zum Haupt seiner Kirche bestellt hat! Widersteht dem Ungeist des Hasses mit dem Geist der Liebe des Gekreuzigten, der noch in der Stunde seines Todes den Vater bittet, seinen Feinden zu vergeben. In einer Welt des Hasses, das wissen wir, kann niemand glücklich werden. In einer Welt des Hasses kann es keinen wahren Frieden geben.

Gebe Gott, dass die Regierenden, in deren Entscheidung das Leben so vieler Menschen liegt, die Bereitschaft zeigen, der Sehnsucht und dem Ruf der Völker nach Frieden zu entsprechen! Wir wissen aber auch, dass Gott schenken kann, was kein Mensch zu schenken, aber auch nicht zu rauben vermag: den Frieden des Herzens. Es ist jener Friede, den uns der Herr hinterlassen hat und von dem er sagt, dass ihn die Welt nicht geben kann. Diesen Frieden schenke Euch allezeit der Vater unseres Herrn Jesus Christus.

Er erfülle Euch mit der Freude an unserem heiligen Glauben und bewahre Euch in der Hoffnung auf das ewige Leben in seiner Herrlichkeit, wo wir uns nach seiner Verheissung wiedersehen dürfen.

Dazu ver helfe Euch auf die Fürsprache der Mutter Gottes, der heiligen Bistumspatrone Petrus und Otto und der Patronin unserer Kathedrale, der heiligen Hedwig, der Segen des allmächtigen und gütigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Weltkirche

Isidor von Sevilla

Während der Zerfallserscheinung und nach dem schliesslichen Zusammenbruch des Römerreiches wurde Spanien Schauplatz der grossen Auseinandersetzungen, welche den Bestand der griechisch-römischen Kultur in Europa ernsthaft in Frage stellten. Die das Schicksal dieser Kultur bestimmende, das heisst rettende Institution war die Kirche Roms, die auf der iberischen Halbinsel bereits so gefestigt war, dass sie den Stürmen der Völkerwanderung standhielt und die Schätze der klassischen Kultur in die neue Zeit hinüberretten konnte. Symbol und ragende Gestalt dieser geschichtlichen Mission war *Isidor von Sevilla* (570–636), den wir sonderbarerweise viel zu wenig kennen, obwohl die St. Galler Stiftsbibliothek ein ausserordentlich wichtiges Dokument zu ihren wertvollsten Schätzen zählt: die *«Etymologiae»*. Als unschätzbares Wahrzeichen der europäischen Kulturgeschichte mit einer Ausstrahlung über unsern gesamten Kontinent hinaus stellen die *«Etymologiae»* eine wahre Enzyklopädie der griechisch-römischen Kultur dar oder was von ihr sich hinüberretten konnte während der Wirren der Völkerwanderung, dies war das Verdienst ihres Kompilators Isidor.

Die Christianisierung Spaniens

hat sich relativ früh vollzogen. Schon im zweiten Jahrhundert unserer Ära gab es auf der Halbinsel nicht wenige Märtyrer, besonders unter Diokletian (284–305), was auf eine bereits gefestigte Durchdringung mit christlichem Gedankengut schliessen lässt. Bereits zu Beginn des vierten Jahrhunderts (306) fand denn auch das erste Konzil auf spanischem Boden in Elvira bei Granada statt. Die Konzilien sollten in der Tat eine bedeutsame Rolle spielen, die mit der Zeit auch nichtkirchliche Funktionen, das heisst administrative Aufgaben für den Staat übernehmen sollten.

Dies war besonders in der Westgotenherrschaft der Fall und sicherte einen gewissen demokratischen Einschlag in der politischen Struktur des Landes, in dem die Monarchie nicht erblich war und einen gewissen Polyzentrismus garantierte. Nun gab es während der Westgotenherrschaft einen fundamentalen Unterschied zwischen der herrschenden Adelsklasse der Westgoten, welche dem arianischen Glaubensbekenntnis anhängen, und den mittelständischen Hispanorömern, die gemäss dem

im Jahre 325 stattgefundenen Konzil in Nicaea die Gottheit Christi im Gegensatz zu Arius ausdrücklich definierten. Erst durch die Konversion des Gotenkönigs Rekkared (586–601) zum Credo von Nicaea wurde der Riss zwischen Goten und Hispanorömern überbrückt, Ehen zwischen beiden Konfessionen unter König Recceswinth (649–667) ermöglicht und so soziale Gegensätze ausgeglichen.

Die Westgoten hatten die politische Führung im Lande und ihre militärische Tüchtigkeit wurde von den Hispanorömern voll anerkannt, versprach sie ihnen doch für das Wirtschafts- und politische Leben «law and order», die sie so dringend brauchten. In der Tat war Spanien damals das Niederlassungsziel von begüterten Einzelfamilien aus dem Mittleren Osten; Juden, Syrer, Griechen, Ägypter scheinen diese Version zu bestätigen. Mochte Gewinnstreben auch ihre wichtigste Motivation gewesen sein, so darf die Rolle dieser Einzeleinwanderer als Kulturträger nicht unterschätzt werden. Nicht wenige ihrer Nachkommen erreichten wichtige Positionen in Staat, Kirche und Wirtschaft. Der wachsende Wohlstand lässt sich unter anderem auch an der Zunahme der Schulen und Bibliotheken ablesen, die aus den nordafrikanischen und mittelöstlichen Klöstern gespiesen wurden. In den neugegründeten Klöstern wurde Seneca gelesen und interpretiert.

Sevilla war in jenen Jahren, wenn nicht das wichtigste, eines der bedeutendsten Kulturzentren der westlichen Welt, nachdem es in den fünf vorausgegangenen Jahrhunderten nicht durch besondere kulturelle Leistungen hervorgetreten war. Plötzlich wurde Sevilla die Lehrmeisterin der Halbinsel. Aus allen sehr zahlreichen Vertretern des Kulturlebens ragt eine Familie heraus, die ihm den Stempel aufgedrückt hat: nämlich die aus Cartagena stammende Familie *Isidors*. Als jüngster Sprosse einer angesehenen und wohl auch wohlhabenden Familie verlor er seine Eltern relativ in jungen Jahren, wobei sein ältester Bruder, der hl. *Leander*, ihn für den Mönchsstand bestimmte, dem er selbst angehörte und worin er bereits leitende Funktionen übernommen hatte.

Die Pädagogik der damaligen Klosterschulen war handfest und schreckte vor der Prügelstrafe nicht zurück. War es die Angst davor, die ihn veranlasste, einmal durchzubrennen, aber bald wieder in den Schoss des Klosters zurückzukehren? Leander war ohne Zweifel nicht frei von solchen Methoden. Aber seinem Wesen entsprechend war er sicher ein gütiger, warmerherziger Erzieher seines jüngsten Bruders, wie er es auch als Abt seiner Klosterge-

meinschaft war. Massvoll in der Askese, war er allen Übertreibungen gewisser Ordensbrüder abhold, wie aus seinen äbtlchen Instruktionen hervorgeht. Die physische Gesundheit sollte unter der Askese nicht leiden.

Abt Leanders Ziel war es, den *Arianismus*, zu dem die sozial führenden Schichten sich noch bekannten, zu entmachten. Die Spannung der beiden Konfessionen wurde ins Königshaus selbst verlagert, denn Ingunde ihrerseits war eine ebenso glühende Katholikin, wie ihre Schwiegermutter eine Arianerin war. Hermenegild, der verdrängte Monarch, tröstete sich mit seiner ihm von Herzen zugetanen katholischen Gattin Ingunde, die ihn zu ihrer religiösen Überzeugung bekehrte, wozu der gelehrte Abt Leander das Seinige beigetragen haben dürfte. Damit war der erste und wichtigste Schritt zur Verdrängung des Arianismus auf der Halbinsel getan. Rekkared bekannte sich 549 feierlich zum römischen Katholizismus mit seinen möglichen Folgen für die gesamte Christenheit, zunächst jedoch für die Westgoten, die nunmehr die christliche Religion römischer Prägung voll akzeptierten. Das Verdienst Leanders um die religiöse Einheit der Halbinsel kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, nicht dass der durch ihn eingeleitete Prozess sich plötzlich vollzogen hätte. In der Hauptstadt der Westgoten, Toledo, war man mit Rekkareds Konversion zunächst gar nicht einverstanden und versuchte, den Prozess mit allen Mitteln zu hintertreiben. Der endgültige Sieg über den Arianismus konnte dem Katholizismus aber nicht mehr entrissen werden.

589 vollzog sich offiziell die Bekehrung des *gesamten Volkes*. Leander durfte mit berechtigtem Stolz den geistigen Sieg über die arianische Irrlehre feiern. Sein Bruder Isidor, unterdessen zum Priester geweiht, hat König Rekkared in seiner *Historia Gothorum* ein liebevolles Gedenken gewidmet.

Das Reformwerk

Auf den Bischofssitz erhoben, beruft er 590 ein Konzil nach Sevilla ein, das erste in dieser Stadt, um die da und dort aufflackernden Reste des Arianismus zu beseitigen und König Rekkared bei seinem Bemühen um die geistige Einheit seines Reiches zu unterstützen. Dabei wurde er von Papst Gregor dem Grossen, mit dem er befreundet war, unterstützt (Papst von 591–604). Isidor war unterdessen zum Abt seines Klosters gewählt worden, von dem aus er eine unerhört fruchtbare Wirksamkeit für Kloster, Volk und Kultur entfalten sollte. Von restlosem Tatendrang beseelt, gibt er seiner Klostergemeinschaft das Beispiel

eines untadeligen Mönchs, der das benediktinische Ideal des *Ora et labora* in hervorragender Weise verkörpert.

Seine eigenen Auffassungen über Beruf und Berufung des Mönches hat er in der 620 verfassten «*Regula Monachorum*» und 519 in den «*Officiis ecclesiasticis*» niedergelegt, worin sich die Symbiose von Liebe und Treue zum Gesetz spiegelt. Sein Kampf galt vor allem den vagabundierenden Mönchen, die das Ansehen und die Beliebtheit beim Volk, ein alles andere als mönchisches Leben führend und sich an keine Ordensregel haltend, ernsthaft und berechtigterweise in Frage stellten. Um sich ein mönchisches Aussehen zu geben, trugen sie Patriarchenbärte und lange Haare. Sie waren genauestens orientiert, wo was zu holen war, und nützten die fromme Freigiebigkeit der Gläubigen schamlos aus. Isidor macht damit das Gleiche, was der hl. Benedikt ein halbes Jahrhundert zuvor in Italien zu tun hatte: eine monachale Verfassung aufzustellen, ein System zu konzipieren.

Isidor will ähnlich seinem italienischen Vorbild von Nursia Ordnung bringen in das Gestrüpp von christlichen Gemeinschaften, und zwar in einer allgemein verständlichen Sprache, wobei er in Systematik und Sprache seinen Vorgänger übertrifft. Es geht beiden, dem Italiener und dem Spanier, nicht darum, neue Theorien und Konzeptionen des Mönchtums zu entwickeln, sondern es wollen beide ordnen und vereinfachen und Missbräuche abstellen. Isidor muss Benedikt gekannt haben, obwohl er ihn nie expressis verbis erwähnt. Ähnlich seinem italienischen Vorgänger bemüht er sich um stilistische Konzision und Klarheit. Unmittelbar steht er dem Gründer des östlichen Mönchtums *Pachomius* näher, aber die westlichen Theologen Hieronymus, Cassian, Augustinus, Makarius und andere sind ihm keineswegs fremd. Isidor liegt das Systematisieren und Ordnen besser. Er steht dem übertriebenen Heldentum sehr kritisch gegenüber. Jedes religiöse Fantastentum ist ihm suspekt. Die Einsamkeit aufzusuchen, um sich dem Gehorsam und der Ein- und Unterordnung zu entziehen, weiss er klar von echter Demut und Bescheidenheit zu unterscheiden. Er misst dem östlichen Anachoretentum mit seinen Rekordübungen im Fasten und Verzicht nicht den gleichen Wert bei, wie es im Osten gepflegt wird. Er scheint allen Übertreibungen abhold zu sein, wie auch den weisen Benedikt das Masshalten in allem kennzeichnet. Bei allem Reichtum des Klosters verlangte er vom einzelnen Mönch totale Besitzlosigkeit.

Isidors jüngere Schwester Florentina war ebenfalls in ein Kloster eingetreten. Bis

zu ihrer Einkleidung liess sie sich von ihrem ältesten Bruder Leander in geistlichen Dingen beraten, später war Isidor ihr Berater in diesen subtilen Dingen. So schreibt er ihr einmal wie folgt: «Töte die Laster durch die Tugenden ab, durch den Frieden den Streit, durch die Freude die Traurigkeit, wenn Du leben willst.» Mit diesen schlichten, einfachen Worten, die natürlich erweitert werden, ist sein ganzes Programm skizziert, nämlich das Negative im Leben durch das Positive überwinden.

Erstaunlich für die damalige Zeit ist sein praktischer Sinn, den er beim Klosterbau an den Tag legt. «Betriebswissenschaftlich», würden wir heute sagen, ausgezeichnet durchdacht war der Klosterplan, der in seiner Anlage an den des Klosters St. Gallen erinnert, nur mit erheblichem Zeitunterschied. Die Schlafräume der Mönche schliessen unmittelbar an die Klosterkirche an, damit sie ohne Zeitverlust erreicht werden können. Die Vorratsräume liegen neben dem Refektorium. Die Krankenzimmer sind getrennt von dem Klosterbau angelegt, damit die Kranken durch den Betrieb nicht gestört würden und eventuell ansteckende Krankheiten die Gesunden nicht gefährden. Überall sticht der logisch ordnende Geist Isidors hervor. Besondere Bedeutung schenkt er der Bibliothek. Sie darf in keinem Kloster fehlen! *Clastrum sine armario est castrum sine armentario*.

Hier geraten wir in Isidors ureigenstes Gebiet. Er ist, wie wir heute zu sagen pflegen, ein Bücherwurm oder moderner ein Bücherfan. Man fragt sich, wie Isidor mit seinen Pflichten als Abt dieser edlen Leidenschaft frönen konnte. Und er las nicht nur Bücher, er schrieb auch eine erstaunliche Anzahl Bücher selbst. Nicht nur das: Er führt in seinen Klöstern etwas ein, was moderner nicht sein könnte: die Diskussion über die Bücher mit seinen Klosterbrüdern, was, wie er selbst sagt, zum Verständnis der Schriften beiträgt und etwaige falsche Interpretationen richtigstellt. Er ist ein aufmerksamer, systematischer und methodischer Leser, der sofort sieht, was lesenswert und für seine Brüder verwendbar ist.

Die enzyklopädische Arbeit

Er macht auch Auszüge von dem, was ihn besonders interessiert. Nur so ist es denkbar, dass er sich in so heterogenen Wissensgebieten wie Theologie, Philosophie, Geschichte, Medizin, Literatur und Kunst auskennt wie ein Spezialist. Nur ihm konnte der Gedanke einfallen, eine Art Lexikon zu verfassen. Seine «*Etymologiae*» sind denn auch erste Versuche, das menschliche Wissen einer reichen Kultur in ihrer ganzen Breite zu sammeln und der

Nachwelt zu erhalten. Auch wenn manches nicht mehr haltbar ist, so ist schon das Versuchen ein grossartiger, eindrucksvoller Gedanke, dieses Unternehmen überhaupt zu wagen. Wir verdanken ihm eine umfassende, originelle Schau des menschlichen Wissens gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, was ihn in dieser Hinsicht auf die gleiche Stufe stellt wie französische Enzyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts. Dank seiner einmaligen Belesenheit war er der einzige Mann seiner Zeit, der diesen Versuch überhaupt realisieren konnte. Was an lateinischer Literatur irgendwie greifbar war, hatte er gelesen und versuchte er, seiner für seine Zeit umfassenden Bibliothek einzugliedern. Auf eine Schrift zu verzichten, war ihm das schmerzlichste Opfer. So bereitete es ihm Kummer, nicht Schriften des hl. Augustinus zur Verfügung zu haben.

Isidor hatte andererseits das Glück, in einer durch und durch romanisierten Landschaft, der Baetica, dem heutigen Andalusien, aufzuwachsen und zu leben, und die Früchte einer reifen, grossen Kultur geniessen zu dürfen, ohne deren Degenerationserscheinungen zu teilen. Bereichert wurde das lateinische Kulturelement durch die 70jährige Anwesenheit von Truppen, die der Kaiser von Byzanz nach Südspanien zur Unterstützung gegen die germanischen Stämme gesandt hatte und die sich dort offenbar sehr heimisch fühlten und kein grosses Heimweh verspürten. Isidors Kenntnisse des Griechischen und Hebräischen waren zwar nicht so perfekt, wie es mittelalterliche Biographien wahrhaben wollen, aber er beherrschte sie so weit, dass er sie mit Hilfe eines Glossars lesen konnte. Sein Wissen und seine Kenntnisse der lateinisch-christlichen Literatur wurden bestimmt von keinem Zeitgenossen erreicht, wie ein moderner Biograph über ihn schreibt (Bréhaut, *An Encyclopedist of the Dark Ages*, Columbia University Press). Erstaunlich ist auch heute noch, wie es ihm mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln gelang, eine so umfassende Bibliothek anzulegen. Leider kennen wir viele Bücher seiner Bibliothek nur von den Auszügen her, die er als bienenfleissiger Mönch angelegt hatte. Da fehlt praktisch kein damals bekanntes Wissensgebiet mit seiner zugehörigen Literatur, von der Theologie und Philosophie bis zur Mineralogie. Sein unstillbarer Wissenshunger machte vor keinem Sektor und vor keinem damals bekannten Land Halt.

Das Interessante und gleichzeitig Bewundernswerte an seinem Tun inmitten der Wirren der Völkerwanderung ist der ordnende Geist Isidors, der fein säuberlich die Sachgebiete zu trennen wusste. Wäre es

nicht eine dankbare Aufgabe, dessen bibliothekarische Konzept mit den modernen Grundsätzen zu vergleichen? Es liesse sich dann feststellen, dass selbst das Frühmittelalter nicht so dunkel war, wie es in Handbüchern üblicherweise dargestellt wird. Dass die Kirchenlehrer, das heisst die Patristik, einen breiten Raum einnehmen, erklärt sich aus dem Herkommen und Beruf Isidors. Die für die damalige Zeit grossartige Leistung für die Wissenschaft wird bereichert durch einige Porträts und die Beschreibung von Landschaften, die Bezug haben mit den betreffenden Autoren. Der Zustand der Schriften vermittelt Hinweise über die Häufigkeit von deren Verwendung und gewährt einen Einblick in den allgemeinen Bildungshunger bzw. in das Bildungsniveau überhaupt. Die thematisch gefragtesten Schriften waren Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Physik, Astronomie, Naturgeschichte, Arithmetik und Geometrie.

Man kann daraus entnehmen, dass Isidor die klassische Kultur keineswegs ablehnt. Bei aller Reverenz vor der Dichtung scheint er die wissenschaftlichen Autoren zu bevorzugen. Bis zum Ausgang des Mittelalters dürfte es kaum einen Gelehrten gegeben haben, der ihn an Spannweite des Wissens übertroffen hätte. Schon damals nimmt er Stellung gegen das Fachidiotentum, wenn er sagt, wenn einer nur seine Rechtswissenschaft studiert habe und meine, das genüge ihm, so wisse er noch gar nichts. Rechtswissenschaft gehörte bekanntlich neben Theologie und Philosophie zu den ersten Fachwissenschaften, nicht dass sie den Universalisten Isidor nicht interessiert hätte. Er interessierte sich zum Beispiel sehr für medizinische und pharmakologische Probleme, was aus der Tatsache hervorgeht, dass er Auszüge von Werken dieser Wissenschaft erstellte. Die Medizin scheint es ihm besonders angetan zu haben. Die Einwirkung der Psyche auf die Krankheit im menschlichen Körper scheint er zum mindesten geahnt zu haben.

Isidor bringt auch eine soziale Komponente in die Krankheit. Der Arme soll mit der gleichen Sorge und Hingabe behandelt werden wie der Reiche und der Mächtige. Den Kranken mahnt er, er solle nach der Heilung die Wohltat des heilenden Arztes nicht vergessen. Der Arzt andererseits bedarf einer guten Allgemeinbildung, um seinen Standpunkt gut vertreten zu können.

«Etymologiae»

Isidor hat ein umfassendes oeuvre über die verschiedensten Wissensgebiete hinterlassen, die von geradezu superbenediktinischem Fleiss zeugen. Das Grossartigste jedoch, die «*Etymologiae*», könnte man die

Enzyklopädie des Frühmittelalters nennen. Dieses gross angelegte Werk zeugt von der Universalität seines Denkens. Es stellt eine Synthese der damaligen Kultur in christlicher Schau dar und ist während des gesamten Mittelalters in seiner Universalität, wie oben erwähnt, nicht übertroffen worden. Im Prinzip wurde die grossartige Idee der systematischen Zusammenfassung und Sammlung des menschlichen Wissens auf allen Gebieten erst Ende des siebzehnten Jahrhunderts vom Franzosen Pierre Bayle (+ 1706) und dem Engländer E. Chambers (+ 1740), der seinerseits d'Alembert und Diderot – die Schöpfer der «Encyclopédie» (1773) – inspirierte, wieder aufgenommen und verwirklicht.

Isidor als alleiniger Autor hatte bereits 620 dem Westgotenkönig Sisebuth eine Probeauflage gewidmet, die der Perfektionist Isidor ständig ergänzte, bis er dem Drängen seines königlichen Freundes nicht mehr entweichen konnte.

Was damals an Wissen über klassische Kultur noch vorhanden war, präsentiert Isidor fein säuberlich gebündelt seinen Zeitgenossen klar und verständlich, wobei sein systematischer Geist ihm wertvollste Dienste leistet. All dieses umfassende Wissen, das Isidor im Laufe der Jahrzehnte thesauriert, hat er nicht nur geordnet, sondern sub specie fidei et philosophiae christianae abgeleuchtet. Vertiefend kommt er in seinem besonderen Werk: de ordine cre-

aturarum nochmals zurück, versucht eine Synthese zwischen alten klassischen Philosophen und den Kirchenvätern herzustellen. Er weist damit über die rein kompilatorische Tätigkeit, die ihm mit einem kritischen Unterton immer nachgesagt wird, weit hinaus.

Er hat als Erster nach den Wirren der Völkerwanderung den Blick auf die klassische Kultur gerichtet, die er ehrlich bewunderte, aber nicht blindlings und kritiklos annahm, wie zu Zeiten der Renaissance, als man das Wissen und die Kultur der Antike verabsolutierte. Sein erstaunliches Wissen der lateinischen und in etwa auch, mindestens mittelbar, der griechischen Kultur war für ihn das Bindeglied zum Christentum, das im Zentrum seines Denkens stand. Durch die maurische Besetzung Spaniens im achten bis Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wird die Kenntnis namentlich der antiken Philosophie beträchtlich erweitert und vertieft. Der Mann, der die arabisch-jüdische Wissenschaft in die christliche Kultur integrierte, war der spanische König Alfons der Weise (1252–1284), dem eine kritische Synthese der christlich-römischen mit der arabischen Kultur vorschwebte, ohne dass das Christentum in seinem Wesen Schaden nähme. Alfons der Weise hat die historische Funktion Isidors erfolgreich erweitert und fortgesetzt.

Johannes A. Doerig

Kirche Schweiz

Präses unter Brüdern sein

Am 1. Juli hat in der Diözese St. Gallen für die Dekane eine neue vierjährige Amtsperiode begonnen. Von den zwölf Dekanaten haben nicht weniger als sieben einen neuen Dekan erhalten. Zusätzlich fand anfangs 1981 im Dekanat Appenzell ein Wechsel statt, weil der damalige Dekan infolge Wahl in eine Pfarrei ausserhalb seines Dekanates weggezogen war. Ein weiterer Wechsel war während der Amtszeit im Dekanat Rorschach erfolgt, so dass heute gegenüber 1977 drei Viertel der Dekane neu sind.

Nach den «Statuten der Dekanate der Diözese St. Gallen» vom 7. Mai 1969 sind als Dekan jene Priester wählbar, die im Zeitpunkt der Wahl das 65. Altersjahr noch nicht erfüllt haben. Als Dekan sind nur Diözesanpriester, als Vizedekan alle Priester, für die übrigen Funktionen alle Mitglieder des Dekanates wählbar. Im De-

kanat Appenzell gehörte schon während der letzten Amtsperiode eine Katechetin der Dekanatskommission an. In verschiedenen anderen Dekanaten sind nun ebenfalls Laienseelsorger in die Kommission gewählt worden.

Für die Amtsperiode 1981 bis 1985 sind als Dekan gewählt und vom Bischof bestätigt worden:

Dekanat St. Gallen: Johannes Sennhauser, St. Gallen, bisher;

Rorschach: Hans Nussbaumer, Goldach, für Valentin Neff, Mörschwil;

Heerbrugg: Martin Schlegel, Heerbrugg, bisher;

Altstätten: Josef Halter, Marbach, bisher;

Sargans: Bruno Kutter, Bad Ragaz, für Albert Broder, Gams;

Kaltbrunn: Johann Lämmli, Schänis, für Xaver Lenherr, Benken;

Uznach: Konrad Schmid, Rapperswil, bisher;

Wattwil: Alois Fritschi, Neu St. Johann, für Linus Looser, Oberhelfenschwil;

Wil: Dr. Theodor Frey, Bütschwil, für Martin Pfiffner, Wil;

Uzwil: Josef Raschle, Oberuzwil, für Anton Haefelin, Degersheim;

Gossau: Paul Brunschweiler, Waldkirch, für Dr. Josef Scherrer, Gossau;

Appenzell: Hans Giger, Herisau (im Amt seit Januar 1981) für Lorenz Wüest, Oberegg.

Angesichts dieses grossen Wechsels erhielt die erste Dekanenkonferenz in der neuen Periode ein besonderes Gepräge, allein schon dadurch, dass sie nicht im Ordinariat in St. Gallen stattfand, sondern ausserhalb, im traditionsreichen Äbtstädchen Wil. Leider konnten nicht alle zurückgetretenen Dekane an der Zusammenkunft teilnehmen, um offiziell Décharge zu erhalten.

Bischof Dr. Otmar Mäder umschrieb an dieser ersten Sitzung die Aufgaben der Dekane auf Grund der Diözesanstatuten, wobei im gegenseitigen Gespräch konkrete Fragen und Einzelaufgaben erörtert wurden. Die Dekane nehmen Anteil an der Hirtensorge des Bischofes und damit an der Leitung der Diözese. Sie sind die Vertreter ihrer Region gegenüber dem Bischof und dem Ordinariatsrat und so die Mittelsperson zwischen der Bistumsleitung und dem von ihnen geleiteten Dekanat. Bischof Otmar Mäder umschrieb ihren Sendungsauftrag mit der kurzen Formel, sie sollten Präses unter Brüdern sein. Gegenüber früheren Jahren ist der Aufgabenkreis der Dekane bedeutend erweitert worden. Die rein administrativen Verpflichtungen bilden nur einen Teil ihres Pensums.

Bischofsvikar Dr. Ivo Furer ergänzte die Ausführungen des Bischofs mit konkreten Hinweisen auf besondere Aufgaben, die sich im Zusammenhang mit den regionalen Tagungen der Pfarreiräte ergeben. Der Wunsch der Dekane, die für diese Zusammenkünfte verantwortlichen Mitglieder des Seelsorgerates sollten sich jeweils mit den Dekanen absprechen, ist berechtigt und unterdessen an die zuständigen Personen weitergeleitet worden.

Eine Reihe von praktischen Ratschlägen und persönlichen Erfahrungen als Dekan gaben Pfarrer Johannes Sennhauser, St. Gallen, und Pfarrer Xaver Lenherr, Benken, der während 21 Jahren die Aufgaben eines Dekans wahrgenommen hatte, weiter. Dieser konnte über zahlreiche freudige und schöne Erlebnisse berichten, die ihm im Zusammenwirken mit den übrigen Seelsorgern im Dekanat zuteil geworden sind. Seine beglückendste Feststellung, wie er selber sagte, war die, dass während den 21 Jahren aus seinem Dekanat kein einziger Priester sich habe laisieren lassen.

Mit herzlichen Worten der Anerkennung für den grossen zusätzlichen Dienst dankte Bischof Dr. Otmar Mäder beim ge-

meinsamen Mittagessen allen Scheidenden, jenen, die sich wieder zur Verfügung stellen und auch den Dekanen, welche neu ihre Aufgabe übernommen haben. Kanonikus Martin Pfiffner dankte seinerseits dem Bischof für das den Dekanen immer wieder geschenkte Vertrauen, für sein grosses Verständnis und seine tatkräftige Unterstützung. Dekan sein sei eine wertvolle Aufgabe, die immer wieder neu Freude bereite.

Arnold B. Stampfli

Ämterfrage auch hier

Am 15. Oktober 1981 hielt der Priesterrat (Conseil Presbytéral) des Bistums Lausanne, Genf und Freiburg in Lausanne/La Sallaz seine ordentliche Sitzung.

Zuerst wurden die Ansichten der Kantonsdelegationen über die Frage der hiesigen *Ernennungspraxis* eingebracht. Zum Verständnis dieser Arbeit muss man wissen, dass in dem betroffenen Westschweizerbistum die Pfarrer nicht gewählt werden. Nur wenige Bürgergemeinden haben noch ein entsprechendes Privileg. Pfarrer, Vikare und Seelsorger werden vom Bischof ernannt. In jedem Kanton gibt es aber eine sogenannte Ernennungskommission (im deutschsprachigen Teil «Planungskommission» genannt). Diese hat Vorberatungen vorzunehmen und dem Bischofsrat Vorschläge zu machen. Priester, die ihre Stelle wechseln möchten, können sich auch direkt an einen der Bischöfe oder an den Bischofsvikar wenden, die später mit der Ernennungskommission Rücksprache nehmen. Die Vorschläge werden im Bischofsrat, bestehend aus den Herren Bischöfen, dem Generalvikar, den fünf Bischofsvikaren und dem Kanzler weiterbesprochen. Oft werden von hierher neue Anforderungen für weiteres Studium an die Ernennungskommissionen zurückgegeben. Die Verhandlung mit den Pfarreiräten, den Seelsorgern selbst und den Pfarrgemeinderäten führen meist die Bischofsvikare, die hier ja stets einer Region (je einem Kanton oder dem deutschsprachigen Teil) vorstehen.

Dass es im Laufe so vieler Konsultationen Probleme gibt, ist selbstverständlich. Diese können zum Beispiel die Diskretion oder die Freizügigkeit zwischen den Kantonen, vor allem aber auch die Verfügbarkeit der Amtsträger selbst oder die Zustimmung der Pfarreien, Bewegungen und Institutionen betreffen. Daher wurde die Behandlung der einschlägigen Fragen dem Priesterrat übertragen. Er sollte dem Ordinariat helfen, die Methode zu verbessern, bei den Priestern aber die nötige Offenheit bei Abruf an einen andern Ort erreichen.

Dies gilt auch für die jeweils befragten Gemeinschaften.

Viele Bemerkungen gingen ein. Doch fehlt es noch an konkreten Vorschlägen. Die Frage wird also weiter studiert.

Der Priesterrat kam ferner auf die Frage des *ständigen Diakonates* zurück. Im Bistum Lausanne, Genf und Freiburg gibt es noch keine solche Diakone, während in der deutschen Schweiz mehrere Diakone tätig sind. Die Kommission des Priesterrates stellt in ihrem Bericht fest:

- Der Diözesanbischof wünscht den Dienst ständiger Diakone.
- Der Priesterrat hat schon positiv Stellung genommen.
- Kandidaten sind unterwegs.
- Immer noch gibt es skeptische Reaktionen im Priesterrat.
- Wir müssen die Idee an die andern Priester und auch an die Laien herantragen. Vor allem letzter Punkt scheint jetzt besonders wichtig zu sein: die Vorbereitung des Volkes Gottes bei uns.

Der Priesterrat bekam *Informationen* über das neue Diözesanzentrum. (Darüber veröffentlichen wir einen eigenen Artikel.) Logischerweise folgten Angaben des neuen Regens über die Besetzung des Priesterseminars. Die Nähe des Pastoralforums verlangte eine eigene Orientierung. Herr Bischof Mamie stellte das Memorandum «Die evangelischen Kirchen der Schweiz in der ökumenischen Bewegung» des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes vor.

Der letzte Teil der Versammlung diente einer Sammlung von Themen, die wohl in nächster Zeit zu behandeln wären: Verteilung und Einsatz von pastoralen Kräften, Ungleichheiten der Löhne.

In Zukunft wird der Priesterrat jährlich drei Generalversammlungen halten.

Anton Troxler

Ein Schritt nach vorne

Unter dem Vorsitz von Präsident Daniel Mudry und im Beisein von Landesbischof Heinrich Schwery fand im Grossratsaal zu Sitten und im Bildungshaus Notre Dame du Silence die Herbsttagung des Diözesanen Seelsorgerates statt. Der Rat befasste sich mit Fragen der Seelsorge, die in nächster Zeit den Schwerpunkt seiner Tätigkeit bilden werden. Am gemeinsamen Gottesdienst sprach Bischof Schwery klärende Worte zur Verweltlichung unserer Zeit (SKZ 42/1981).

Wirkungsvollere Arbeit

Der Bericht des Vorsitzenden und insbesondere der Vizepräsidentin Lydia Brun-

ner zeigten, dass sich der Seelsorgerat zu effektiverer Arbeit entschlossen hat. Der Hauptvorstand des Rates hatte vorgängig im Bildungshaus St. Jodern in Visp ein Weekend über arbeitsorganisatorische Fragen zugebracht. Für die Diözese Sitten drängt sich eine Trennung des Rates nach Sprachgruppen auf. Die Teilversammlungen Oberwallis und Unterwallis behandeln aber die gleichen vom Hauptvorstand vorgeschlagenen Themen, über deren Bearbeitung an den Plenarversammlungen berichtet wird. Die Seelsorgeräte Oberwallis und Unterwallis sind ihrerseits in Kommissionen aufgeteilt, die nach festem Pflichtenheft und Zeitplan arbeiten und alle Ratsmitglieder zur Mitarbeit fordern.

Die Oberwalliser Teilkonferenz hat seit Beginn der Amtszeit mit dieser Arbeitsordnung gute Erfahrungen gemacht. Die Kommission Studer konnte bereits ein Papier vorlegen, das eine Verbesserung der Pfarreiratsarbeit in die Wege leiten soll. Die Mitglieder dieser Kommission werden ihre Vorschläge in dieser Sache an eigenen Tagungen mit den Pfarreiräten einer Seelsorgeregion erarbeiten und in die Praxis umsetzen. Eine zweite Kommission unter Herrn Schmid hat in gleichem Sinne ein Pflichtenheft für Pfarreiräte erstellt, das bei der Organisation von Veranstaltungen helfen soll. Über beide Projekte haben wir bereits berichtet.

Entchristlichung

In seiner am mittäglichen Gottesdienst gehaltenen Homilie sprach Landesbischof Schwery zum Problem der Entchristlichung verschiedener Bereiche des öffentlichen Lebens. Er klagt dabei, wie er sich wörtlich ausdrückte, «niemanden an» und «er sucht auch keine Schuldigen». An der zunehmenden Entchristlichung unserer Gesellschaft sind wir wohl alle etwas schuld. Der nüchterne Beobachter wird dem Bischof zustimmen, dass etwa der Kontrast zwischen dem von unserem Land erreichten Wohlstand und der von uns geleisteten Entwicklungshilfe an die armen Länder mit ihren Millionen hungernder Menschen unübersehbar ist. Auch uns Laien muss es auffallen, dass unsere Zeit von Hass, Mord, Gewalt, von Sittenlosigkeit, Ehezerfall, Pornographie, von Atheismus und Ausweglosigkeit geprägt wird. Wie man zurzeit im Oberwallis flüstert, hat man zum Beispiel in der das neue Schulgesetz vorbereitenden Kommission stundenlang darüber diskutiert, ob der Religionsunterricht im offiziellen Stundenplan unserer Schulen beibehalten werden soll. Dies ist mehr als bemühend. Zumindest kündigt es eine Dämmerung von Gedankengut längst vergangener Zeit an, das der Mehrheit der

Diözesanbevölkerung übrigens fremd ist. Wenn Bischof Schwery im Sinne des Evangeliums auf den «Geist dieser Welt» hinweist, der in letzter Konsequenz unserer Meinung nach zur Zerstörung des Menschen führen kann, dürfte damit ein Kernproblem aufgeworfen sein. Bischof Schwery möchte die Säkularisierung in seinem Bistum nicht einfach hinnehmen. Er rief die Mitglieder des Seelsorgerates und damit alle Gläubigen des Bistums auf, ohne Furcht der Entchristlichung unserer Gesellschaft entgegenzutreten.

Für das Büro des Seelsorgerates verfasste Bischof Schwery eine zehn Seiten starke *Denkschrift zur Seelsorgeplanung im Bistum Sitten*. Sie umreißt die Aufgabe des Seelsorgerates in der Evangelisation und die Ziele der Gemeinschaftsseelsorge, denen sich der Klerus und alle Kräfte guten Willens im Bistum zuwenden sollen.

Drei Kommissionen

Dieser bischöflichen Weisung folgend hat der Diözesane Seelsorgerat drei Kommissionen eingerichtet, die sich den vordringlichen Fragen der Ehe- und Familienpastoral, der Jugendseelsorge und der kirchlichen Betreuung der Touristen annehmen sollen. Im Oberwalliser Seelsorgerat sind folgende Damen und Herren Mitglieder dieser Kommissionen: *Ehe- und Familienseelsorge*: Pfarrer Josef Bühler, German Carlen, Pater Josef Heinzmann, Regina Mathieu, Leopold Ritz, Lea Zehnder. *Jugendseelsorge*: Sr. Ines-Maria, Alfons Blumenthal, Vikar Anton Carlen, Albert Schmid, Christoph Schmid. *Tourismus-Seelsorge*: Josefine Jullier, Yvo Kronig, Pfarrer Peter Perrollaz, alt Staatsrat Ernst von Roten, Pfarrer Anselm Zenzünen.

Die Verweltlichung der Ehe und Familie schreitet voran. Es sei beispielsweise an die Paare, die unverheiratet zusammenleben, und an die Mischehen erinnert. Für die Jugendseelsorge ist andererseits der Platz der Katechese und des obligatorischen Religionsunterrichtes in unserer Schule von grosser Wichtigkeit. Es sind aber auch Freizeitbeschäftigung Jugendlicher, ihre Sexualmoral und ihr Engagement in Kirche und kirchlichen Gemeinschaften zu überdenken. Die dritte Kommission geht von der Tatsache aus, dass sich die *Bevölkerung des Bistums Sitten in der Sommer- und Wintersaison jeweils verdoppelt*. Das hat Auswirkungen auf Pfarreien und Seelsorge. Andere Denkweisen und andere Lebensformen sind zu bewältigen. Der nun ans Werk gehenden Kommission ist die Aufgabe überbunden, Richtlinien zu erarbeiten, die unseren besonderen Verhältnissen gerecht werden.

Jedes Gremium, auch der Seelsorgerat,

muss sein eigenes Gesicht finden. Uns schien, dass der Rat durch wackere, übrigens simultan übersetzte Debatten, aber auch durch Besinnung recht glückliche Eigenkosmetik betrieben hat. Es sei noch bemerkt, dass an Stelle von Vikar Theler neu Pfarrer Brouchoud aus Collonges in den Hauptvorstand einzieht.

Alois Grichting

Pastoral

Sexualität, Ehe und Familie – Problem-bereiche der Kirche

Um mit einem Bild zu beginnen: Der Mutter Kirche lagen Ehe und Familie immer nahe am Herzen, und sie wusste um die Verletzbarkeit dieser lebensbildenden Institutionen und Prozesse. Aber je stärker die Gefährdungen in unserer Gesellschaft zunahmen, desto mehr verliess sie sich auf die alten Zuchtmittel der Lehre und der Moral. Je «lockerer» die Sitten zu werden drohten, desto mehr schärfte sie die alten normativen Aussagen ein.

So liefen der Prozess der sexuellen Identitätsfindung, die Ehwirklichkeit, die Familienrealität der kirchlichen Zusage, Ermahnung und dem Widerspruch davon. Es fehlte nie an zitierbaren Äusserungen, Verlautbarungen, Dokumenten (die die «Bedeutung» unterstrichen), aber der Graben zur faktischen Lebenssituation und zu dem Versuch, in ihr den Glauben ehrlich zu leben, wurde immer grösser.

Die römische Bischofssynode 1981 hat ihn gewiss nicht zugeschüttet, aber vielleicht gehen doch aus dieser Versammlung und einigen mutigen Interventionen Impulse aus, die ihn überwindbar machen.

Diesen Graben ehrlich zu benennen, die Diskrepanz zwischen Absichtserklärung und konkreter Hilfestellung wahrzunehmen, das bis zum Zerreißen angespannte Verhältnis von übertragener Verheissung und rechtlich eingezwängter Seelsorgepraxis offen einzugestehen, ist erst ein Schritt zur Veränderung der Situation, aber gewiss ein bedeutsamer Anfang¹.

Den Erwachsenenbildner, der seit Jahren in der ehevorbereitenden und -begleitenden Bildungsarbeit engagiert ist, freut es deshalb, wenn Ehevorbereitung, Ehe- und Familienpastoral wieder in den Vordergrund des Bemühens um eine menschengerechte christliche Pastoral in unserer Zeit rücken. Darauf weist die Berichter-

stattung über die Arbeit im Priesterrat der Diözesen Basel und Chur hin². In beiden Bistümern wird die Ehe- und Familienpastoral 1982 das Thema der diözesanen Fortbildungskurse auf Dekanatssebene sein, und es ist zu hoffen, dass es hier gelingt, unter Seelsorgern in eine traditionsbewusste und zugleich realitätsgerechte Auseinandersetzung mit den konkreten pastoralen Aufgaben und Erfordernissen, mit den tatsächlichen Schwierigkeiten und Konflikten zu kommen und damit einen gemeinsamen Lernprozess neu anzustossen, der über den Rahmen eines Bildungsjahres weit hinausgehen wird.

Denn in diesem Problemfeld reibt sich der Seelsorger nicht nur am vorgefertigten kirchenrechtlichen Korsett wund, sondern er leidet auch am Zwiespalt zwischen menschlicher Solidarität aus dem Glauben und dogmatisch fixierten Interpretationsmustern, in denen der Seelsorge-Auftrag, die Verheissung Gottes an die Menschen dieser Zeit weiterzugeben, wirkungslos und die betroffenen Menschen allzuoft ohne Hilfe bleiben. Mit dem Mut der Betroffenen hat L. Brun dieses Dilemma verdeutlicht und die Erwartung vieler engagierter und ratloser Christen formuliert, dass «von der Kirche befreiende, helfende Impulse zur Lösung von Konflikten, zu neuer Sinnfindung und erfülltem Leben ausgehen» (aaO. 52). Sie zitiert dabei den kanadischen Erzbischof McNeill, der in Rom gefordert hat, «die seelsorgliche Leitung sollte nicht so sehr sagen, was zu tun ist, sondern... begleiten, ermutigen, anregen» (aaO. 50).

Für Seelsorger wie Laien ist ihr dringlichster Wunsch ernstzunehmen nach einem «vermehrten Angebot an Gesprächsmöglichkeiten», nach «persönlicher Aussprache in Gruppen, wo offen die Probleme des Glaubens und des heutigen Lebens diskutiert werden können, ohne dass die Ratsuchenden gleich unter moralischen Druck gesetzt werden» (aaO. 51f). Denn dieses pastorale Problemfeld kennzeichnet nicht nur die psychologische und theologische Komplexität der Sachfragen, sondern auch die existentielle Betroffenheit und konkrete Dringlichkeit für die Menschen. Hier genügt keine Auseinandersetzung auf informeller Ebene oder im theologischen Disput, weil die persönliche wie gemeinschaftliche Lebensgestaltung und eine ganzheitliche Seelsorgepraxis in Verant-

¹ Vgl. den Notruf von Lotti Brun-Bisegger, in: SKZ 1981/4/49 ff.

² M. Hofer, Glaube in einer nachchristlichen Welt, in: SKZ 1981/25/385 ff. V. Sidler, Ehevorbereitung heute, in: ebd. 387f.

wortung vor der Tradition wie der Zukunft der glaubenden Menschen auf dem Spiele stehen.

Auf diesem Hintergrund lohnt es sich auch, die Fülle der wissenschaftlichen und praktischen Literatur zu sichten und auf verschiedenen Wegen den Betroffenen zugänglich zu machen. Das soll hier im Blick auf zwei Arbeitshilfen für die kirchliche Erwachsenenbildung (EB) aus den letzten Jahren und eine neue Publikation der Katholischen Glaubensinformation Frankfurt geschehen. Wenn wir diese Publikationen im folgenden rezensierend vorstellen (nicht als Erfahrungsbericht aus der Praxis), möchten wir damit möglichst viele zur Arbeit mit diesen Hilfen anregen.

Zusammenleben

In der Reihe «Aktuelle Kirche» erschien schon 1979 als dritte Arbeitshilfe (im folgenden AH) «*Neue Formen des Zusammenlebens. Eine Herausforderung an die Kirche*», die von W. Bünter, A. Walz und L. Zimmermann im Auftrag der ARBIF³ redigiert wurde.

Die Mappe enthält in drei gebundenen Faszikeln eine «Einleitung» mit «methodischen Hinweisen», eine «Einführung in die Thematik» und schliesslich «Modelle und Unterlagen» zu einer fünfteiligen Bildungsreihe, die sich mit unserer «Gesellschaft im Umbruch», den Einzelproblemen «Zusammenleben ohne Trauschein», «Wiederverheiratete Geschiedene», «Leben in Wohngemeinschaften» und schliesslich – in der Konsequenz des initiierten Lernprozesses – mit den Folgen für ein zeitgemässes Kirchenverständnis: «Pfarrrei: Service-Station oder Gemeinde» befasst.

Der Einleitungsfaszikel präsentiert in knapper Form das Projekt im Blick auf Adressaten, Ziele, Kursleitung und Kursablauf und informiert über Aufbau und Verwendung der AH in übersichtlicher Anordnung der Aspekte (die das fehlende Inhaltsverzeichnis und damit eine durchgehende Paginierung für das Ganze allerdings nicht ersetzen kann).

Ein eher knappes Literaturverzeichnis zu den einzelnen Problembereichen ist beigefügt. Ich vermisse dabei die methodischen Hilfen für den Kursleiter. (Warum werden andere EB-Unterlagen, von denen die Autoren für Aufbau und Gestaltung ihrer Arbeit wir für ihr methodisches Vorgehen sichtbar gelernt haben, nicht genannt?)

Nach dem Selbstverständnis der Autoren zielt diese AH auf grösseres «Verständnis für nichtkonformes Beziehungsverhalten», indem die «tieferliegenden Probleme und Bedürfnisse» herausgearbeitet werden (M1). Sowohl auf der kognitiven wie auf

der emotionalen Ebene soll eine Motivklärung erfolgen, die zu Verhaltensänderungen führen und an die Stelle der Verunsicherung mit ihren negativen Folgen eine aktive Toleranz treten lassen kann (M4).

Von solcher Zielsetzung her mag der Titel «Neue Formen des Zusammenlebens», der die Sachproblematik in den Vordergrund rückt, leicht irreführen. Denn die AH beansprucht nicht, die sehr komplexen Sachverhalte im Detail aufzuschlüsseln. Das starke sozialpsychologische Interesse in der Analyse dient vielmehr dem Bemühen, schwierige gesellschaftliche Entwicklungen verstehbar zu machen und ängstliche Abwehrhaltungen zu überwinden.

Damit stellt sich allerdings die Frage, ob der Adressatenkreis in der hier vorgeschlagenen Weise offengehalten werden kann. In der emotionalen Betroffenheit wie in der Sachauseinandersetzung scheint mir für die Praxis eine Differenzierung des Publikums angezeigt: Seelsorger, betroffene Christen, verunsicherte Gemeindemitglieder stehen hierin eventuell an zu verschiedenen Orten – mit allen Konsequenzen, die dies für das methodische Vorgehen wie die Problemaufarbeitung hat (zumal eine Anpassung an die Bedürfnisse der Teilnehmer erwünscht ist [M4]).

Skeptisch stehe ich dem Anforderungsprofil für den erwünschten Kursleiter gegenüber: einerseits soll ein Gesprächsführungskurs und praktische Erfahrung als Voraussetzung genügen («jede Person, die...»), andererseits ist er verantwortlich für ein Klima der Toleranz, soll sich den Bedürfnissen der Teilnehmer anpassen können (M4f) und steht dabei unter Umständen einem sehr gemischten Publikum gegenüber; der «runde» Kurs (Bildungsreihe mit 5 Abenden, M2) soll für ihn auch als Baukasten verwendbar sein (M6). Schliesslich wird er in den Problemkreisen mit sehr komplexen Sachfragen konfrontiert (siehe Faszikel 2), in denen sozialpsychologische Zusammenhänge analysiert und zur kritischen Auseinandersetzung mit der kirchlichen Tradition angeleitet werden muss! Hier wird ein unverzichtbarer Qualitätsanspruch zurückgenommen, was in der Praxis zu unnötigen Belastungen der kirchlichen Erwachsenenbildung führen kann. Der mit dieser Mappe angebotene Service und die damit verbundene Zielsetzung verlangen vielmehr einen starken «Partner» bei der Durchführung, der in der Sache gut informiert und vermittlungsfähig ist und die Methoden mit sicherem Einfühlungsvermögen einsetzen kann, situationsgemäss und doch zielorientiert. Dafür sind weder die Sachinformationen noch die methodischen Vorschläge hinreichender Ersatz.

Der zweite Faszikel

bringt die Sachanalyse zu den Themenbereichen und legt dabei vor allem auf gesellschaftliche Entwicklungen und Zusammenhänge, auf sozialpsychologische Veränderungen und Reaktionen in Einstellung und Verhalten Gewicht, während für die kirchliche Position meist auf einen Text aus der Schweizer Synode 72 zurückgegriffen wird.

Die anschauliche, konkret formulierte Darstellung will die Problematik entrationalisieren und entmoralisieren, um die emotionelle Verunsicherung dem Gespräch zugänglich zu machen. In einer umfänglich sehr beschränkten AH wird dies nicht ohne die Gefahr erreichbar sein, zu verkürzen oder selektiv vorzugehen. Aber vielleicht kann der Praktiker stärker, als dies im Text geschieht, zur Geltung bringen, dass diese Sachanalyse Verstehensaspekte verdeutlichen will und nicht die ganze Komplexität der Einzelfrage beinhalten kann.

In der sprachlichen Formulierung wirkt manches etwas salopp (wenn «vorder- und hintergründige» Motive [E 6-7] oder «Reaktionen» und «Verhalten» im sozialen Umfeld [E 8-10] unterschieden werden, ist dies ungenau). Ich finde es bedauerlich, dass der Toleranzbegriff nicht differenzierter als in der Umgangssprache verwendet wird (E 10). Und manche Entgegensetzung wie etwa «Prinzip (Kirche) oder Leben (Gesellschaft)» (E 13), «Recht oder Bedürfnis» (E 31), ist in Gefahr, als geschickter Aufhänger für mögliche Vorbehalte zu wirken, die die kritische Situationsanalyse (als Ausgangspunkt) schon zum Beispiel in bezug auf die Ehescheidung (E 13ff.), den Vergleich von Grossfamilie und Wohngemeinschaft (E 22f.) und die faktische Pfarrrei (E 28ff.) auslösen kann.

Sehr nützlich scheinen mir andererseits die guten Kurz-Charakterisierungen bestimmter Entwicklungen und Phänomene – wie etwa zum Zusammenleben ohne Trauschein (E 6) oder zur Wiederverheiratung Geschiedener (E 14) und der Beurteilungsraster für Wohngemeinschaften (E 26f.).

Der Faszikel enthält auch gut ausgewählte Texte zur kirchlichen Position, die für die Sacharbeit leider zu sehr im Hintergrund bleiben und nicht ausgeschöpft werden. So bietet zum Beispiel der Abschnitt 7.8.4 aus einem Dokument der Basler Synode über Jesu Haltung dem Sünder gegenüber gleichsam eine theologische Explika-

³ Arbeitsstelle für Bildungsfragen, ausführendes Organ des «Bildungsrates der Schweizer Katholiken», Hirschengraben 13, 6002 Luzern.

tion des Toleranzverständnisses (E 17), die nicht genutzt wird.

Dass der Rahmen dieser Bildungseinheit insgesamt sehr weit gespannt ist (zu weit?), zeigt der Abschnitt zum letzten Abend «Von der Pfarrei zur Gemeinde», in dem die Situationsanalyse zu grobmaschig gerät (E 28 ff.) und in dem mit dem Exzerpt aus verschiedenen Artikeln noch keine theologische Vertiefung erfolgt. Im gemeindetheologischen Höhenflug kann das wichtige Anliegen nur zu leicht abstürzen (E 31 ff.).

Die Begründung für die Verknüpfung der Problematik nichtkonformen Beziehungsverhaltens mit der Entwicklung eines neuen Gemeindeverständnisses (M 1) wird nicht ausgeführt. Dabei spitzt sich in diesem Zusammenhang gerade die Problematik der christlichen Gemeinden in unserer Gesellschaft oft zu.

Aber wer sich in EB und Seelsorge der Schwierigkeiten bewusst ist, die in diesen neuen Entwicklungen stecken (gesellschaftlich und kirchlich, psychologisch und theologisch), der wird dankbar sein für diesen Leitfaden, der einen guten Durchblick eröffnet und zur weiteren Beschäftigung anregt. Das unterstreicht nur die Notwendigkeit einer qualifizierten Leitung, auch wo sie von einem Team wahrgenommen wird.

Die «Modelle und Unterlagen»

des dritten Faszikels stellen den praktischen Wert dieser Bildungsmappe unter Beweis. Für den Leiter (Verlaufsskizze, Hinweise, Referatskizzen) wie für den Teilnehmer (Arbeitsblätter) enthält er wertvolles Material, gewiss weit über seine Verwendbarkeit in diesem Seminar hinaus.

Die Verlaufsskizzen geben die Möglichkeit, sich ein plastisches Bild von der Arbeit mit der AH zu machen. Auf ihnen sind Ziele, Inhalt und Aufgabe, Methode und dazugehörige Unterlagen sowie eine ungefähre Zeitangabe festgehalten. Das sind sehr präzise Vorgaben für den Erwachsenenbildner und setzen seine Fähigkeit voraus, mit solchen Rastern sinnvoll und situationsgemäss umzugehen. Fehlt ihm ein sensibles Gespür für den Einsatz von Methoden und für die Relativität von vorgeplanten Verläufen, entgeht er mit diesen Hilfsmitteln nicht der Gefahr der Verschulung.

In den verschiedenen Abenden wiederholt sich der Wechsel von Eingangsreferat – Gruppenarbeit – Plenumsgespräch – Schlussreferat. Ein Hinweis mehr auf den tatsächlich hohen Anspruch an den/die Kursleiter, der/die nach der Sammelphase im Plenum zusammenfassen, ordnen, weiterfragen soll/en. Ja, es stellt sich die Frage, ob das Ganze nicht stark leiterzentriert

geworden ist und damit die Information wie die sachliche Orientierung zuungunsten der emotionalen Auseinandersetzung des Teilnehmers in den Vordergrund rückt.

Das Gruppengespräch stellt zeitlich gesehen zwar an jedem Abend den Mittelpunkt dar. Aber zwischen den von der Autorität der Referenten bestimmten Polen der thematischen Einführung (eingangs) und der sachlichen Verarbeitung und Vertiefung (am Schluss) wird jeder Kursleiter um das Gleichgewicht zugunsten des persönlichen Engagements aller Teilnehmer ringen müssen.

Da das Plenum stark «ergebnisabhängig» ist, kann die Gruppenarbeit zur blossen methodischen Variante für das Sammeln von Informationen verkommen und dadurch nicht mehr über eine intellektuelle Beschäftigung hinausführen. Verhaltensänderung im Sinne der Toleranz wird dann kaum mehr erreichbar sein bzw. gar im Sinne eines «laissez-faire», eines «Nicht-mehr-so-ernst-nehmens» missverstanden werden können.

Diese kritischen Hinweise, die zur eigenständigen Verwendung der Materialien, zum kritischen Umgang mit den Vorgaben ermuntern wollen, machen deutlich, wie auch diese AH – verstanden als Vorleistung eigener erwachsenenbildnerischer Arbeit – zum Schaden eines Lernprozesses missbraucht werden kann, der sich sachgemäss und teilnehmerbezogen entwickeln sollte.

In dem grossen Spannungsbogen zwischen gesellschaftlichem Wandel und Entfaltung der Pfarrei zu einem lebendigen Organismus hat sich die AH ein grosses, aber sehr wichtiges Ziel gesteckt, wenn sie durch bessere Verständigung über wichtige Fragen der Lebensgestaltung zu einer entkrampften, sachgerechten und menschlichen Auseinandersetzung in Gesellschaft und Kirche beitragen und so mehr Toleranz unter den Christen selbst «erarbeiten» will. Mit ihr ist exemplarisches Lernen möglich, wo Leser wie Praktiker sich von ihr zum konkreten Handeln anregen lassen.

Ehe und Familie

Im Blick auf das erneute Interesse an der Thematik von Ehe und Familie lohnt es sich, auch eine frühere AH der ARBIF nochmals zur Hand zu nehmen: «*Aktuelle Kirche, 2: Ehe – Familie – Sexualität*», redigiert von Willy Bünter, 1977.

Sie unterscheidet sich recht stark von der eben dargestellten neueren Publikation. Man merkt ihr an, dass sie das Ergebnis einer persönlichen Auseinandersetzung des Autors ist. Darin liegt ihr Vorzug wie ihre Grenze.

Bünter skizziert eingangs ein eigenes, sehr persönlich geprägtes Denkmodell von

den verschiedenen Dimensionen der Grundbedürfnisse des Menschen und ihrer Problematik in unserer Zeit, indem er eine soziale, psychosexuelle und eine metaphysische Lebensdimension unterscheidet, die in ihrer Zielsetzung – Überleben (Lebensquantität) und Besser-leben (Lebensqualität) – zusammenkommen (E 3/2).

Die gegenwärtige Problematik sieht er in einer «Umschichtung der Wertungen und Bedürfnisse» (E 4/1) gegeben, die zu einer «absoluten Dominanz des Psychosexuellen» (Bedürfnis Nachkommenschaft und Geborgenheit) geführt hat, während die soziale Dimension weitgehend vom Sozialstaat ersetzt wird und die metaphysische Dimension (nach der ein grosses Bedürfnis besteht) vielfach unzugänglich geworden ist.

Hier begegnet dem Leser viel eigenständiges Durchdenken und Formulieren bekannter Phänomene, und mancher mag sich aufgrund der bekannten und geläufigen Denkmuster daran stossen. Aber in solcher «Anstössigkeit» liegt meines Erachtens die Chance zu einer erneuten Beschäftigung mit längst «veralteten» Problemstellungen. Zu vieles wird auf dem Gebiet von Sexualität, Ehe und Familie einfach selbstverständlich weitertradiert, gleichsam an der Realität vorbei. Der Verkündigung der Kirche fehlt auch heute nicht die Verheissung – ihr fehlt viel öfter der Realitätsbezug, an dem sich die Wirklichkeit der Verheissung «erweisen» kann.

Die Umsetzung dieses eigenen Denkmodells (auf das der Verfasser den Benützer dieser AH nicht festlegen will [E 5]) in die einzelnen Zielsetzungen (vgl. A 1) und damit die Lernschritte der Teilnehmer bedingt allerdings eine hohe Anforderung an Leiter und Teilnehmer. Sie müssen sich auf eine neue «Folie» einlassen, von ihr her die Problematik neu sehen können. Darin zeigt sich meines Erachtens die Grenze der Einzel-Autorschaft für eine solche AH; als Ergebnis eines Gruppenprozesses reflektiert eine AH stärker die Vielfalt der Aspekte einer Sache und eines Lernprozesses.

Der Einführungsteil erläutert neben Situation und darauf antwortendem Denkmodell die Zielsetzung: es geht um eine Sinnfindung im Lebensbereich Sexualität/Ehe/Familie. Er betont die Bedeutung des Dialogs in diesem Ringen, dem viele Vorurteile und erstarrte Normen entgegenstehen, und umschreibt die Anforderungen an Leiter (er wird als Begleiter gefordert) und Teilnehmer sowie die Möglichkeiten, mit dem vorgelegten Material zu arbeiten. Schade ist wiederum, dass ein Inhaltsverzeichnis für den gut gegliederten Text fehlt und ebenso eine durchgehende Paginie-

rung, die die Orientierung bei der Arbeit sehr erleichtern kann.

Die AH enthält sechs Einheiten (A-F) zu folgenden Themen: – Situation des Menschen in seinen Grundbedürfnissen – moderner Primat der Sexualität – Sinn der Ehe – Bedeutung der Familie heute – ledig/alleinstehend – Sexualerziehung.

Jede Einheit ist übersichtlich gegliedert: Einführung – Zielsetzung – Verlaufsvorschlag – Informationstexte – Arbeitsunterlagen für den Teilnehmer, die auch separat bezogen werden können.

Das zugrundegelegte Denkmodell bestimmt den Aufbau dieser Einheiten (A-D stellen für den Verfasser eine Seminar-Einheit dar, E und F sind lösbar), aber auch den Arbeitsprozess der Teilnehmer. Der Kursleiter wird dadurch zum Vermittler des gewählten Denkansatzes, während der Akzent bei der Eigentätigkeit des Teilnehmers stark auf der Lektüre, Analyse, Besprechung und Auswertung von Texten liegt. Die individuelle wie gemeinsame Bearbeitung von Frageblättern zu verschiedensten Themen wird recht viel Zeit in Anspruch nehmen. Der Lernprozess lehnt sich damit stark an die eingeübten Lernmethoden der Schule an. Die Erfahrung und das Geschick des Kursleiters wird darüber entscheiden, wieweit diese intellektuelle Analyse in eine persönliche Auseinandersetzung und einen wirklichen Dialog hinein vertieft werden kann im Laufe des Einzelabends wie des Kurses.

Der Anspruch liegt in der Sinnfrage als Frage nach dem Lebenszusammenhang von Sexualität, Ehe und Familie und kommt in einzelnen methodischen Schritten auch zum Tragen (vgl. C7).

Auch diese AH zielt nicht nur auf Information und Sachverständnis, sondern auf eine Verhaltensänderung – im Abbau von Vorurteilen (E 4/2), im Entdecken eigener Antworten aus dem Glauben (C1), in der Bereitschaft zur entsprechenden Gestaltung sowohl der familiären (D1/F1) wie der sozialen Beziehungen (z. B. gegenüber Alleinstehenden [E1]).

Es geht ihr um ein neues, realistisches und zeitkritisches, vom Glauben gestaltetes Verständnis des Christen für die Bereiche von Sexualität, Ehe und Familie und eine entsprechend erneuerte Lebenspraxis.

Wer sich im einzelnen Problemfeld einarbeiten will, wird nicht ohne weitere Spezial-Literatur auskommen (ein Literaturverzeichnis fehlt hier – könnte es nicht ergänzt werden?). Aber die AH, die als Loseblatt-Mappe erscheint, enthält viele Unterlagen und Vorschläge, mit denen der Praktiker über die vorgezeichneten Seminarabende hinaus gut wird arbeiten können.

Es lohnt sich, in den erneuerten Bildungsanstrengungen im Bereich der Ehe- und Familienpastoral auch auf diese Instrumente zurückzugreifen. Das eigenständige Denken und der freie Ton im Umgang mit den «uralten» Problemen wirken ermutigend.

Glauben in der Familie

«Weil sich viele Eltern schon bei der Taufe ihrer Kinder beunruhigt fragen, ob sie dereinst ihre Aufgabe als «erste Katecheten» überhaupt zu erfüllen vermögen, brauchen sie begleitende Glaubens- und Lebenshilfe in den verschiedenen Phasen ihrer Ehe und Familie» (L. Brun, aaO. 52).

Diesem Anliegen kommt eine neue Publikation aus der Reihe «Helft den Menschen glauben» (Bd. 3) entgegen: «*Glaubenszeugnis in der Familie*» (Hrsg. Kath. Glaubensinformation Frankfurt, Knecht-Verlag, Frankfurt 1981).

Bekannte Autoren wie Felicitas Betz oder Peter Neysters und andere setzen sich mit der Situation der christlichen Familie in Kirche und Gesellschaft und auf deren Hintergrund mit dem Glaubenszeugnis der Ehe, der religiösen Erziehung und der Glaubensvermittlung gegenüber Jugendlichen auseinander.

Das Buch «möchte dazu beitragen, das Gespräch über den Glauben oder auch das Nicht-glauben-können vor allem im Kreis derer zu erleichtern, die einander besonders nahestehen» (7). Es «möchte dazu anregen, dass Leser ihre eigenen Erfahrungen, Wünsche und Hemmungen bezüglich des Glaubenszeugnisses in ihren Familien überdenken» (8) und mit Fragen und Gesprächsanregungen zum Erfahrungsaustausch in der Familie und unter Bekannten ermuntern.

Die Publikation ist mit Spalten-Text, Fotos und Zeichnungen, verschiedenfarbigem Druck, eingeschobenen Texten und Fragen an den Leser übersichtlich gegliedert, so dass sich schon das Durchblättern lohnt.

Die einzelnen Artikel sind nicht zu lang und laden mit ihren Überschriften zum aktiven Lesen ein. Sie sind bemüht, den Leser in ein Gespräch mit seinen Erfahrungen zu verwickeln und zeigen ihm ganz konkrete Möglichkeiten für seinen Alltag auf (vgl. Haslinger, Impulse für das Glaubenszeugnis in der Ehe). Der Rückgriff auf neuere theologische Literatur, auf moderne Texte, auf aussagekräftige Fotos vermittelt den einladenden Eindruck eines handlichen Lesebuches. Auch eine Literaturauswahl zum Thema «Religiöse Erziehung» fehlt nicht (68).

Man spürt diesem Buch die eigene Erfahrung seiner verheirateten Autoren in

Ehe und Familie wie in der Familienbildung an. Indem es über den einzelnen Leser hinaus auf die Gesprächsrunde zielt, bleibt es trotzdem auf einen weitergehenden Lernprozess angewiesen, sollen seine Impulse fruchtbar und die provokative Behauptung «Glaube macht erfinderisch» zur guten Erfahrung werden.

Schade, dass dieses 95seitige Buch wie seine Vorgänger in der Reihe recht teuer ist, zumal im Zeitalter des Taschenbuchs. (Könnte die Deutsche Bischofskonferenz, die eine politische Wochenzeitung finanziell durchträgt, nicht mehr zu seiner Verbilligung beitragen?)

Wir haben uns hier – mehr oder weniger eingehend – nur mit drei Publikationen aus dem sehr umfangreichen Angebot des Literaturmarktes beschäftigt. An Lesestoff für die eigene Bewusstseinsbildung und an Material für die eigene Praxis fehlt es heute wahrlich nicht. Viel eher schon an der Vermittlung der Informationen, an einer verantwortlichen methodischen Umsetzung in konkrete Lernschritte Betroffener und Beteiligter.

Neben der notwendigen Klage über das unbestreitbare Malaise in unserer Kirche und neben Appellen an die Verantwortung der kirchlichen Amtsträger liegt hier für eine grosse Zahl kirchlich engagierter Laien-Mitarbeiter eine wichtige Aufgabe: das offene Gespräch immer wieder zu suchen, es anzuregen, es zu wagen, es mitzugestalten. Solche ganz praktische kirchliche EB kann nur «daheim» geschehen, in der eigenen Gemeinde, oder sie geschieht überhaupt nicht.

Nicht nur den Adressaten des eben vorgestellten Buches, sondern allen Engagierten im oft mühevollen Bereich kirchlicher Ehe- und Familienarbeit gilt gewiss die «Empfehlung» von Günter Kunert,

«... sich nicht zu ducken.

Das Schiff liefe nicht vorwärts,
stünde nicht aufrecht im Wind
das Segel» (87).

Andreas Imhasly

Berichte

Institut für jüdisch-christliche Forschung

Mit einer akademischen Feier, zu der der Rektor der Theologischen Fakultät Gäste aus Kirche und Judentum sowie Vertreter staatlicher Behörden und wissenschaftlicher Institutionen begrüssen konnte, wur-

de am 22. Oktober in Luzern das Fakultätsinstitut für jüdisch-christliche Forschung eröffnet.

Problematik einer christlich-jüdischen Forschung

«Wissenschaft vom Judentum und christliche Theologie: Prinzipien und Probleme einer Zusammenarbeit», unter diesem Titel wies Shemaryahu Talmon, Professor an der Hebräischen Universität Jerusalem und in diesem Wintersemester Gast der Theologischen Fakultät Luzern, auf Prinzipien hin, die der geplanten Forschung als Richtlinien dienen sollten, und er stellte auch kritische Fragen oder Anfragen an die christlichen Partner. Dabei erinnerte er kurz an den Leidensweg des Judentums im Lebensraum und Machtbereich des Christentums und nannte die Errichtung des Instituts einen Meilenstein auf dem langen Weg, den Juden und Christen miteinander, nebeneinander und gegeneinander bisher gegangen sind.

Seine Betrachtungen knüpfte Professor Talmon sodann an die zweifache Zielsetzung des Instituts an. Zum einen will das Institut aus den beidseitigen Traditionen Grundlagen für ein praktisches Zusammengehen von Juden und Christen in wichtigen Menschheitsanliegen erarbeiten. Bei dieser Zielsetzung reihe sich das Institut in die geistige Strömung ein, die nach den Erfahrungen des Holocaust die Christen zur Besinnung gebracht und durch das christlich-jüdische Gespräch zu gegenseitigem Verständnis geführt habe. Diese gute Entwicklung habe aber nicht weite Kreise erreicht, und ihr stünden heute andere Entwicklungen entgegen. «Eine anti-historische Ideologie und Lebenseinstellung, eine teuflische Revision der kontemporären Geschichte – die Verleugnung des Holocaust – gefährden die in der Nachkriegs-Epoche gesäte Saat der Aussöhnung und bereiten wiederum den Boden vor für die Einpflanzung von Juden Hass, Antisemitismus und die Ent-legitimisierung Israels.» Unter diesen Umständen müsste das christlich-jüdische Gespräch, um schon «in unseren Tagen» etwas zu erreichen, auf solche praktische Ziele ausgerichtet sein wie Missverständnisse bereinigen, böartigen Verleumdungen die Spitze brechen und durch eine intensive Aufklärungsarbeit die Basis für eine möglichst reibungslose Koexistenz von Juden und Christen schaffen. Den erforderlichen religionsphilosophischen Unterbau zu erarbeiten sei nur einer langfristigen Zusammenarbeit von christlichen und jüdischen Theologen und Wissenschaftlern möglich.

Damit sprach Professor Talmon das zweite Ziel des Luzerner Instituts an, näm-

lich den religiösen christlichen und jüdischen Verständigungsbemühungen eine solide theologische Fundierung zu geben. Dabei könne sich das Institut ebenfalls in eine Strömung einreihen, nämlich in das in Gang befindliche Zusammendenken. Dabei sei es unerlässlich, zur Zusammenarbeit jüdische Gelehrte aus Israel und den Vereinigten Staaten zu gewinnen, weil die Infrastruktur in der Schweiz und in Europa noch nicht hinreichend vorhanden sei. Zu dieser Infrastruktur kam es im übrigen erst im 19. Jahrhundert, als man die Darstellung des Judentums an die in der christlichen Theologie vorherrschende Wertskala und Interpretationsmethoden anpasste und in dieser Phase der Wissenschaft vom Judentum die Talmud-Akademien (Jeschivot) durch jüdische Hochschulen ersetzte. Diese Phase fand im 20. Jahrhundert ein vorzeitiges und tragisches Ende.

Die heutige Renaissance der Wissenschaft vom Judentum ist das Ergebnis der Wiederherstellung des jüdischen Volkes als ein lebender Organismus, hat also sozialpolitische Gründe und unterscheidet sich in ihrem Selbstverständnis von jener des 19. Jahrhunderts. «Jüdische Theologie ist mit Geschichte und Soziologie unzertrennlich verflochten. Der jüdische Glaube lebt in und mit der Geschichte des jüdischen Volkes. Seine Erforschung liegt im Bereich der Geschichtswissenschaften.» Für den jüdischen Theologen, der in der heutigen Wissenschaft vom Judentum steht, steht deshalb Geschichte im Mittelpunkt. Das bereits existierende Volk Israel empfing am Sinai die Torah, das Fundament seines Glaubens. Der Religion ging also die Geschichte voran, und «eine jüdische Theologie muss von dem Wissen um die Geschichte ganz und gar durchdrungen sein». Daraus folgte Professor Talmon für das Luzerner Institut: «Wenn die Interdependenz von Theologie und Geschichtswissenschaft, wenn die Verflechtung von Glaube und Gesellschaft und ihre gestaltende Auswirkung aufeinander der Arbeitsplanung als Richtschnur dienen, dann wird die Forschung, die sich um «eine solide theologische Fundierung» bemüht, in der Tat einen höchst wertvollen Beitrag zur Erarbeitung von «Grundlagen für ein praktisches Zusammengehen von Juden und Christen» leisten.»

Weil es um das Zusammengehen von Juden und Christen geht, sollte nach Professor Talmon schliesslich der Schwerpunkt des Forschungsunternehmens in der Epoche liegen, in der der Bruch zwischen Judentum und Christentum zu einer historischen Tatsache wurde. Wohl sind Juden und Christen «Brüder in Abraham», in jüdischer Sicht führt aber keine direkte

Brücke von Abraham zu Jesus. «Die Klärung der Hintergründe der Wegscheidung – in der nachexilischen biblischen und der sogenannten «inter-testamentarischen» Epoche – ist der Ansatzpunkt für das Erarbeiten eines neuen Zusammengehens von Juden und Christen. Der Schwerpunkt des Unterfangens liegt in der Zeit der Rabbinen und des frühen Christentums.» Dabei sollten die Identität des Judentums wie des Christentums nicht durch eine Überbelichtung des von beiden geheiligten Erbes in den Schatten gestellt werden.

Forschungsprojekt

«Rabbinische Gleichnisse»

Aus der Sicht der Institutsleitung blickte sodann Clemens Thoma, Professor für Bibelwissenschaft und Judaistik an der Luzerner Fakultät, auf die Vorgeschichte des Instituts zurück, wobei er vielen Förderern und Begleitern des Unternehmens danken konnte. Das neue Institut beschrieb er sodann als eine «Forschungsgemeinschaft zwischen Juden und Christen über unerledigte und unbewältigte Themen, die für Juden und Christen, für Nichtjuden und Nichtchristen, für Theologen und andere Wissenschaftler von Belang sind. Diese Forschungsgemeinschaft arbeitet so gemeinschaftlich und so umfassend wie möglich zusammen. In der wissenschaftlichen Gründlichkeit, Ehrlichkeit und Richtigkeit darf es ja keine ideologischen Grenzen und Zäune geben.»

Diese jüdisch-christliche Forschungsgemeinschaft kommt vor allem in einem gemeinschaftlichen Forschungsprojekt zum Tragen, «das sonst von keiner kompetenten Instanz durchgeführt wird und für das christliche Theologen *allein* weder die volle Kompetenz noch die genügend sichere Ausgewogenheit haben». Als erstes Forschungsprojekt, das vermutlich sieben Jahre in Anspruch nehmen dürfte, wurde die Herausgabe aller rabbinischen Gleichnisse mit wissenschaftlichem Kommentar an die Hand genommen.

Neben diesem Forschungsunternehmen will das Institut auch dem wissenschaftlichen Austausch dienen; es wird von Institutionen und Organisationen zur Mitarbeit gedrängt, und es ist bei periodischen Veröffentlichungen beteiligt. Zuerst einmal, so Clemens Thoma, müsse es durch Forschung und Brüderlichkeit, durch Wissenschaftlichkeit und Menschlichkeit einen «massgebenden Grundstock schaffen».

Jüdische Tradition und klassische Philologie

Als Forschungsbeauftragter des Instituts nahm sodann Dr. Simon Lauer Stellung zur Frage, wie ein mit seiner Tradition verbundener Jude dazukomme, an einer

theologischen Fakultät mitzuarbeiten. In seiner praktisch an die jüdischen Zuhörer gerichteten Antwort bedachte Dr. Lauer die Spannungen zwischen jüdischer Tradition und klassischer Philologie. Die traditionelle Talmudschule (Jeschiwa) und die kritische Philologie sprechen nicht dieselbe Sprache, aber antike Logik kann der talmudischen Erörterung behilflich sein. Deshalb scheint es für Dr. Lauer möglich zu sein, «die jüdische Tradition dem Menschen der Neuzeit in der Sprache plausibel zu machen, die in ungebrochener lateinischer Tradition vom Altertum her geprägt ist».

Einen scharfen Gegensatz zur philologisch-kritischen Methode stellt allerdings der sogenannte Schriftbeweis dar. Wenn die Rabbinen ihre Entscheide verfassungsmässig und das heisst biblisch abstützen, entscheidet über den Wert der Beweisführung nicht der historisch-kritische Befund, sondern die Übereinstimmung des Entscheides mit der rabbinischen Tradition, das heisst mit der überlieferten rabbinischen Auslegung. Ferner können zwei Grundhaltungen aufeinander stossen: Der jüdischen Tradition geht es vornehmlich um die Praxis des täglichen Lebens. «Darüber hinaus bekennt die jüdische Tradition und legt Zeugnis ab; sie demonstriert nicht und beweist nicht.» Die Wirklichkeit sei aber komplexer: «Der Märtyrer kann wohl keine christliche Konfession entraten, und sehr viele jüdische Texte enthalten eindeutig theologische Gedanken.» Gerade diese Komplexität veranlasst und ermöglicht es Dr. Lauer, mit Theologen zusammenzuarbeiten. Zudem setzt er bei den Promotoren reiner Fachwissenschaft und bei den Vertretern der sogenannten Rabbinerwissenschaft die Entschlossenheit voraus, «dem akademischen Eide treu zu bleiben». Deshalb scheint es für ihn an der Zeit, von radikalen Entscheidungen loszukommen und weder Kontroverstheologie noch Dissimulationstheologie zu treiben, sondern den Versuch mit einer Differentialtheologie zu wagen.

Erwartungen

Beschlossen wurde die Eröffnung des Instituts für jüdisch-christliche Forschung mit Worten des Dankes, der Genugtuung und der Hoffnung durch Erziehungsdirektor Dr. Walter Gut. Der Vertreter des Staates Luzern gab seiner Freude über das Entstehen einer Institution Ausdruck, in deren Rahmen ein katholischer Theologe und ein jüdischer Wissenschaftler einträchtig zusammenwirken wollen, und er bezeichnete sie als «ein bemerkenswertes, hoffnungsvolles historisches Faktum, dem hohe theologiegeschichtliche und kulturpolitische

Bedeutung zukommt». Und er beschloss die feierliche Eröffnung mit drei hoffnungsvollen Gedanken.

«1. Es würde uns grosse Freude bereiten, wenn im Laufe der Jahre viele Forschungswillige aus dem Judentum und aus allen christlichen Konfessionen sich in diesem Institut einfinden, Forschungsarbeiten erbringen und gegebenenfalls ihr wissenschaftliches Studium abschliessen wollten.

2. Aus solchen Begegnungen möge hier eine ständige Quelle vertieften Verständnisses zwischen Juden und Christen und damit der Versöhnung und des Friedens zu fliessen beginnen. Die jahrhundertealte Feindschaft durch eine umsichtige Erkundung und Erfahrung des Gemeinsamen – und auch des legitim Trennenden – aufzuheben in eine neue Ära des tiefen gegenseitigen Einfühlens und Verstehens, zu solchem innern Fortschritt der Menschheitsgeschichte möge das Institut einen wirksamen Beitrag leisten.

3. Gläubige Juden und Christen glauben an den *einen gerechten und liebenden Gott*. Wir wollen von Herzen hoffen, dass dieser gemeinsame Glaube in unserm Institut theologisch gestärkt und dadurch auch weltweit an Zeugniskraft gewinne. Solche Zeugniskraft ist für das geistig-ethische Wohl von Staat und Gesellschaft von konstitutiver Bedeutung. Aber mit solchen

Worten bewege ich mich schon am Rand dessen, was dem Vertreter des Staates zu sagen erlaubt ist. Besser ist es, ich schliesse dieses Schlusswort an Sie alle mit einem herzlichen Wunsch des Wohlergehens in dieser schönen Stadt Luzern, die nunmehr Sitz des jüdisch-christlichen Forschungsinstitutes ist.»

In den Auseinandersetzungen um die Universitätsreform nach 1968 wurde die Judaistik – wie die Byzantinistik und andere Fächer – gerne als Orchideenfach apostrophiert. Auch die Entwicklung des Luzerner Lehrstuhls für Bibelwissenschaft und Judaistik mochte den Anschein erwecken, hier werde «Unruhe oder expressionistische Überdimensionierung eines Einzelfaches» (Clemens Thoma) gepflegt. Der erreichte Ausbau zum Institut für jüdisch-christliche Forschung ist nach meinem Urteil aber nicht die Hochkultivierung eines Orchideenfaches, sondern ein Schritt in Neuland: nicht die Judaistik wurde hier ausgebaut, sondern etwas Neues in die Wege geleitet – das gemeinsame akademische Bemühen von Juden und Christen. Dass eine kleine Fakultät mit vielen und berechtigten Ausbauwünschen gerade diesen Schritt wagt, ist mutig – für die Fakultät wie für den Staat als Träger. Wer so Frieden wagt, darf gewiss auch auf Versöhnung hoffen.

Rolf Weibel

Hinweise

Kirchenmusik-Kompositionswettbewerb

Anlässlich der 500-Jahr-Feier des Heiligtums von Madonna del Sasso haben die dortigen Kapuzinerpatres zusammen mit einer Gruppe von Liturgikern und Musikern einen internationalen Wettbewerb für liturgische Musik ausgeschrieben. Verlangt wird die Komposition des Propriums einer Pfingstmesse: Eingangslied («tropario»), Antwortpsalm, Anrufung zum Evangelium, Litanei zu den Fürbitten und Kommunionhymnus. Die Komposition soll dabei gemeindebezogen sein, insofern die Musiker zum Gottesdienst der ganzen Gemeinde ihren besonderen Beitrag leisten, indem sie den Gesang der Gemeinde unterstützen und ausweiten, und indem sie mit der Gemeinde im Dialog stehen. Damit sollen Lösungen gefunden werden, die im Gemeindegesang ein Gemeindeglied mittlerer Fähigkeit nicht überfordern und andererseits

durch wertvolle musikalische Beiträge das Talent der Sänger, des Chores und der Instrumentalisten herausfordern. Die Ausschreibung des Wettbewerbs und die Texte sind (mit Angabe der gewünschten Sprache) zu beziehen beim Santuario della Madonna del Sasso, 6644 Orselina.

Der Behinderte in der Pfarrei

Im Rahmen der Generalversammlung der Luzerner Kantonalen Pastorkonferenz vom 9. November (14.00 Uhr im Hotel Kreuz in Willisau) findet ein Podiumsgespräch statt zum Thema: «Der behinderte Mitmensch in der Pfarrei – praktische Erfahrungen und Impulse»; Teilnehmer dieses Gesprächs sind P. Franz Sales Grod OFM Cap (Behindertenseelsorger), Dr. Irene Häberle (Aktionskomitee für das Jahr des Behinderten), P. Christian Lorenz (Gehörlosenseelsorger), Fred Graber (Sozialarbeiter zu St. Anton, Luzern).

Amtlicher Teil

Bistümer Basel, Chur und St. Gallen

Einführungskurs für Kommunionhelfer

Samstag, 14. November 1981, 14.30–17.30 Uhr, findet in Luzern ein Einführungskurs für Kommunionhelfer statt. An diesem Kurs können Laien teilnehmen, die bereit sind, die Kommunion während des Gottesdienstes auszuteilen und sie auch Kranken zu bringen. Die Ordinariate empfehlen den Pfarrern, geeignete Laien für diesen Dienst auszuwählen und sie bis zum 6. November 1981 beim Liturgischen Institut, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich, anzumelden. Die Teilnehmer erhalten vor der Tagung eine persönliche Einladung. Ein weiterer Kurs findet am 28. November in Visp statt.

Bistum Chur

Ernennung

Diözesanbischof Dr. Johannes Vondrach ernannte am 21. Oktober 1981 *Anton Alig*, bisher Kaplan in Nendeln, zum Pfarrprovisor von Sevgein. Der Stellenantritt erfolgt am 1. November 1981.

Wahl

Pfarrer *Walter Niederberger, Hergiswil*, wurde am 28. September 1981 anlässlich der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Sakristanenverbandes zum Zentralpräses gewählt. Er übernimmt diese Aufgabe von Herrn Pfarrer Jules Pospischil, Oberrieden, dem der Verband für seine grossen Verdienste gebührend gedankt hat.

Mutationen

– Resignat Othmar Zumbühl übernimmt die Aufgabe des Spirituals im Kloster St. Scholastica in 9327 Tübach (SG). Seine private Telefonnummer lautet: 071 - 41 30 28.

– Das Büro des italienischen Nationaldelegierten wird in das Generalvikariat des Kantons Zürich verlegt. Adresse: Wiedingstrasse 46, 8036 Zürich, Telefon 01 - 33 56 40.

– Richard Zufferey meldet folgende neue Briefadresse und Telefonnummer: Postfach 6023, 8023 Zürich 23, Telefon 01 - 482 20 71.

– Das katholische Pfarramt St. Franziskus, Zürich, erhielt folgende neue Telefonnummer: 01 - 482 13 72.

Verstorbene

Josef Flury, Pfarrer, Grindel

Pfarrer Josef Flury weilte in den Ferien im Erholungsheim «St. Anna» in Unterägeri. Unerwartet hat ihn Gott in der Nacht auf Dienstag, 1. September, zu sich in die ewige Heimat gerufen. Dieser Ruf hat ihn sicher nicht unvorbereitet getroffen, hat er sich doch in seinem priesterlichen Leben stets bemüht, das zu tun, was Gott gefällt.

Die Wiege des Verstorbenen stand in Matzendorf. Als erstes Kind wurde er am 24. Dezember 1905 den Eltern Josef und Elise Flury-Flury geschenkt. Nach ihm folgten noch eine Tochter und ein Sohn. Seine Eltern waren sehr arm, und so blieb dem ältesten Sohn nichts anderes übrig als in der Uhrenmacherei von Ädermannsdorf und Langendorf zu arbeiten, um mitzuhelfen, das tägliche Brot zu verdienen. Mit 23 Jahren vertauschte er die Werkbank wieder mit der Schulbank und trat in Altdorf in die Benediktinerschule «Karl Borromäus» ein, um sich auf die Matura vorzubereiten. 1935 schloss er das Gymnasium mit einer glänzenden Maturanote ab. In dieser Gymnasialzeit wurde ihm ganz klar, dass Gott ihn zum Priester berufen hatte. Wie er in seinem Lebenslauf vermerkt, soll auch die hl. Teresia vom Kinde Jesu auf seine Berufswahl einen besonderen Einfluss gehabt haben. Im diözesanen Priesterseminar in Luzern oblag er nun dem Studium der Theologie und kam dann nach Solothurn in den Weihekurs. Am 29. Juni 1940, am Fest der beiden Apostelfürsten Peter und Paul, wurde er von Bischof Franziskus von Streng zum Priester geweiht. Mit 35 Jahren hatte er nun sein ersehntes Ziel erreicht zur Freude seiner Eltern und Geschwister, die für ihn manches Opfer gebracht hatten.

Der Bischof hatte für ihn damals nicht gleich eine freie Stelle. So arbeitete er für vier Monate im heilpädagogischen Beobachtungsheim «Bethlehem» in Wangen bei Olten. Dann schickte er ihn nach Luthern Bad im Kanton Luzern. Nach zwei Jahren kehrte er wieder zurück in seinen Heimatkanton und wurde in Gretzenbach ein beliebter Vikar. Mit viel Freude und Energie widmete er sich der Jugendarbeit. Er gründete eine Pfadfinderabteilung und pflegte über Jahre hinaus mit seinen ehemaligen Pfadfindern regen Kontakt. Nur zu rasch musste er diese Vikariatsstelle wieder aufgeben und nach Bettlach ziehen. Nach dem Tode von Pfarrer F. Meier war er dort einige Zeit Pfarrverweser. So konnte er sich in die Aufgaben eines Pfarramtes einleben. Gut vorbereitet, nun selber eine Pfarrei zu übernehmen, folgte für ihn der Ruf, als Pfarrer nach Grindel zu gehen, wo er am 19. Dezember 1948 feierlich in sein Amt eingesetzt wurde.

33 Jahre versah er diese Pfarrei und teilte mit den Leuten des Dorfes Freud und Leid. Wer Pfarrer Flury kannte, weiss, wie ernst und gewissenhaft er seinen priesterlichen Dienst nahm.

Seine Sorge galt der Kirche und noch mehr der Botschaft, die diese den Menschen seit Jahrhunderten auszurichten hat. Seine Sorge war getragen von der schlichten Überzeugung, dass der Glaube an Jesus Christus für die Menschen der Schlüssel zum Leben ist. So hat er sich für die Predigt und den Religionsunterricht immer sorgfältig und pflichtbewusst vorbereitet. Etwas Mühe machten ihm die Neuerungen, wie sie das Konzil brachte. Er war immer etwas ängstlich, versuchte allen alles recht zu machen und mit allen im Frieden zu leben. Sehr bescheiden aufgewachsen stellte er ans Leben keine grossen An-

Zum Bild auf der Frontseite

Die heilige Idda von Toggenburg, deren Fest am kommenden Dienstag gefeiert wird, führte im 12. Jahrhundert als Reklusin bei Fischingen ein gottgeweihtes Leben (dazu SKZ 24/1981). Das Grab der Heiligen im Kloster Fischingen – das Bild auf der Frontseite gibt den steinernen Sarkophag von 1494 wieder – wird noch heute viel besucht.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Iso Baumer, Rue Jordil 6, 1700 Freiburg
Dr. Johannes A. Doerig, Professor, Ludwigstrasse 5, 9010 St. Gallen
Dr. Alois Grichting, Informationsbeauftragter des Bistums Sitten, Neuweg 2, 3902 Glis
Andreas Imhasly, Leiter des Bildungszentrums Propstei Wislikofen, 8439 Wislikofen
Josef Rebsamen, Pfarrer, 4227 Büsserach
Arnold B. Stampfli, lic. oec. publ., Informationsbeauftragter des Bistums St. Gallen, Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen
Anton Troxler, Bischöflicher Kanzler, Rue de Lausanne 86, 1700 Freiburg

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Prof. DDR. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate

Raeber AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-162 01

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 60.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 72.—; übrige Länder: Fr. 72.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.70 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

sprüche. Nur zaghaft nahm er angebotene Hilfen an. Lieber leistete er den andern einen Dienst, als dass er von ihnen etwas verlangte. Das Priesterkapitel Dorneck-Thierstein konnte auf ihn zählen. Immer war er dabei, wenn es um Fortbildung oder auch gesellige Anlässe ging. In den letzten Jahren hatte er etwas Mühe mit der Gesundheit. Die Zuckerkrankheit zehrte an seinen Kräften. Dazu kam noch ein Augenleiden; doch dieses konnte durch eine glückliche Operation weitgehend behoben werden. Gern hätten wir ihm einen ruhigen Lebensabend gegönnt; doch aus seinem Pflichtbewusstsein heraus wollte er der Pfarrei dienen, solange er konnte. So stand er mit seinen 76 Jahren noch immer in voller Verantwortung.

Pfarrer Flury freute sich an schön gestalteter Liturgie. Für Gott suchte er immer sein Bestes zu geben. Die Feier der heiligen Messe, das Beten des Breviers und des Rosenkranzes gehörten zu seinem Tagesablauf.

In der Jugend war er begeisterter Musikanter, der verschiedene Instrumente zu spielen verstand. Sein musikalisches Talent konnte er als Militärtrompeter unter Beweis stellen. Als guter Sänger mit schöner Tenorstimme pflegte und förderte er den Kirchengesang. Schon bald nach seiner Installation wurde er Präsident des Caecilienverbandes Thierstein mit seinen zehn Kirchenchören. 25 Jahre hatte er dieses Amt inne und wurde für seine treuen Dienste mit der bischöflichen Medaille «fidei ac meriti» ausgezeichnet und vom Verband zum Ehrenpräsidenten ernannt. In der Schulkommission von Grindel war er viele Jahre Präsident, und als beratendes Mitglied des Kirchenrates konnte er seinen Einfluss geltend machen, als 1959 die Pfarrkirche restauriert und 1962 ein neues Pfarrhaus ge-

baut wurde. Auf seinen Wunsch hin war die Kirchgemeinde auch bereit, eine neue Kapelle zu bauen. Das Geld dazu hat er zu einem grossen Teil selber zusammengetragen. Mit grosser Freude war er dabei, als letztes Jahr, am 15. August, diese Kapelle zu Ehren der vierzehn Nothelfer eingeweiht wurde.

Sein Vorbild und sein Gebet sind in seiner Pfarrei nicht ohne Wirkung geblieben. Zweimal durfte er geistlicher Vater sein: Schwester Otmar Hänggi, die im Kloster Baldegg ihre Profess ablegte, und Pater Franz Hänggi, der als Steyler Missionar auf der Insel Flores in Indonesien segensreich wirkte.

Gott weiss, wieviel der Verstorbenen in seinem Leben an gutem Samen ausgesät hat. Möge diese Saat weiterhin aufgehen. Doch seinem treuen Diener schenke er den ewigen Lohn.

Josef Rebsamen

Neue Bücher

Hexenglaube

David Meili, Hexen in Wasterkingen. Magie und Lebensform in einem Dorf des frühen 18. Jahrhunderts, Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Band 65, Verlag G. Krebs AG, Basel 1980, 113 S., 10 Abb. auf Tafeln.

Das Buch ist eine volkskundliche Zürcher Dissertation, worin ein Inquisitionsprozess (mit anschliessender Exekution) über elf angebliche Hexen aus Wasterkingen, etwa 30 km nördlich von Zürich, im sogenannten Rafzer-Zipfel, aus dem Jahr 1701 geschildert wird. Trotzdem es sich also um eine Arbeit der historischen Volkskunde handelt, ist sie auch unmittelbar aktuell und pastoral aufschlussreich.

Wie so oft lässt die Analyse vergangener Geschehnisse die Gegenwart besser verstehen. Der Autor vergleicht die elf Angeklagten sowie die übrige Dorfbewölkerung mit der sozialen Situation, in der sie leben; der Inquisitionsprozess wird nach seiner Kommunikationsstruktur untersucht; die Sexualität im Rahmen einer unentwickelten Gefühlskultur und die unvorstellbare Armut werden geschildert. Dazu kommen die theologischen Voraussetzungen der Epoche und die gelebte bzw. gelehrte Frömmigkeit des Volkes.

Wenn man all dies auf sich wirken lässt, wird man sich bei ähnlichen Vorkommnissen heute fragen: Welche Zusammenhänge bestehen zwischen extremen oder auch mildernden Formen des Aberglaubens und sozialer und wirtschaftlicher Lage, welche Interaktionsstruktur ist in den betreffenden Familien, Quartieren, Dörfern vorherrschend, welcher Erziehungsstil ist (war) üblich, welche religiösen Lehren wurden im Religionsunterricht und zu Hause vermittelt?

Das Buch ist methodisch gut durchgearbeitet und auf weite Strecken auch leicht lesbar, ja geradezu packend; einige ärgerliche Ungereimtheiten (gelegentlich übler Wissenschaftsjargon, Ausfälle gegen die Fachhistoriker, Druckfehler) sollten nicht von der Lektüre abhalten.

Iso Baumer

Die **Arbeitsstelle Jugend + Bildungs-Dienst**, Zürich, ist u. a. in der **nachschulischen kirchlichen Jugendarbeit** tätig. Sie konzentriert ihre Tätigkeit zurzeit auf die Durchführung von Schulentagen, Wochenenden mit Jugendlichen, Oster- und Pfingstkurs (jeweils im Schweizer Jugend + Bildungs-Zentrum Einsiedeln), von Jugendleiter-Seminaren in Regionen, Ferienkursen in Randa (VS) sowie auf die Herausgabe eines Werkheftes für kirchliche Jugendarbeit und einer Jugendzeitschrift.

Für eine schwerpunktmässige Mitarbeit in diesem vielseitigen Tätigkeitsgebiet suchen wir auf Mitte 1982 oder nach Übereinkunft einen initiativen

Katecheten/ Jugendarbeiter

Wir begrüssen es, wenn Sie Erfahrungen mit pfarreilicher oder regionaler Jugendseelsorge mitbringen, und freuen uns auf Ihren Anruf. Wenden Sie sich bitte an Josef Annen, AJBD, Auf der Mauer 13, Postfach 159, 8025 Zürich, Telefon 01 - 251 06 00



Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.

Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG

6210 Sursee, Tel. 045 / 21 10 38

Orgelbau

**Ingeborg Hauser
8722 Kaltbrunn**

Tel. 055 - 75 24 32

privat 055 - 86 31 74
Eugen Hauser

Erstklassige Neubauten, fachgemässe Orgelreparaturen, Umbauten und Stimmungen (mit Garantie).

JUSESO BERN

Stelle für Jugendarbeit der kath. Kirche Bern

Wir suchen per 1. Januar 1982 oder nach Vereinbarung

Mitarbeiter/ Mitarbeiterin

Aufgaben des Teams:

- regionale Jugendarbeit (u.a. Leiterkurse, Wochenenden, Gottesdienste, Aktionen)
- Animation und Begleitung von Gruppen und Treffs (in Zusammenarbeit mit den Pfarreien)
- Jugendberatung
- Bearbeitung aktueller Jugendfragen

Anforderungen:

- Bereitschaft zur Teamarbeit mit einem/er Theologen/in und einer Mitarbeiterin mit Schwerpunkt Sekretariat
- Beweglichkeit für eine vielseitige Tätigkeit
- eine entsprechende Ausbildung (Jugendarbeiter, Sozialarbeiter, Pädagoge, Psychologe oder ähnliches)
- praktische Erfahrung im Bereich von Jugendarbeit
- Interesse an kirchlicher Arbeit

Es besteht die Möglichkeit, im Hause der Juseso zu wohnen.

Nähere Auskünfte: Juseso, Telefon 031-41 85 42
Bewerbungen sind zu richten an: Dekan W. Stähelin,
Wylersstrasse 24, 3014 Bern

Franz Schaffner:

50 Gottesdienstmodelle für die Feste und Festkreise im Lesejahr B, Nr. 18 der Ausgaben der Akademie für Schul- und Kirchenmusik

Das Heft möchte den für die Kirchenmusik Verantwortlichen, die oft mit beschränkten Mitteln Gottesdienste zu gestalten haben, Hilfe und Anregung bieten.

Zu beziehen durch die Akademie für Schul- und Kirchenmusik, Luzern, Obergrundstrasse 13, 6003 Luzern, Telefon 041-22 43 18

Um allen **Schulen und Pfarreien**, die noch keinen Projektor 16 mm besitzen, Gelegenheit zu geben, mit dem 16-mm-Tonfilm zu arbeiten, wird eine Aktion gestartet, bei der Sie **20% Rabatt** erhalten.

Es handelt sich um den neuen

Bauer P 8 Projektor 16 mm

mit Licht- und Magnetton, automatischer Bedienung und 5 Jahren Garantie.

Verlangen Sie unverbindliche Offerten bei:

Cortux Film AG, Rue de Locarno 8, 1700 Freiburg
Telefon 037-22 58 33

Orgelbau Felsberg AG

7012 Felsberg GR

Geschäft: Telefon 081 22 51 70

Privat: Richard Freytag
Telefon 081 36 33 10

75 JAHRE ORGELBAU IN FELSBERG

Bald ist es soweit, dass **St. Nikolaus** mit dem Schmutzli die Kinder beglückt. Da diese schöne Aufgabe vielfach von Vereinen, die unter kirchlicher Leitung stehen, übernommen wird, empfehlen wir uns für die Lieferung von würdigen St. Nikolaus-Garnituren, die jedes Jahr viel Anklang finden. Es handelt sich um eine einmalige Anschaffung, die sich lohnt.

Bitte verlangen Sie unverbindlich detaillierte Offerte bzw. einen Prospekt. Für eine definitive Bestellung bis Ende Oktober sind wir Ihnen sehr dankbar.

Nur in Luzern erhältlich.
Mit höflicher Empfehlung

Nach mehrjähriger, intensiver Aufbauarbeit verlässt uns unsere Sozialberaterin. Aus diesem Grund sucht die **Kath. Kirchgemeinde Uster** auf anfangs 1982 oder nach Übereinkunft kontaktfreudige(r), erfahrene(r)

Sozialarbeiter(in)

Der Schwerpunkt im Aufgabenbereich liegt in der Individualberatung, Altersbetreuung, Anlässe mit Senioren usw.

Um diesen anspruchsvollen Posten zu besetzen, erwarten wir von unserem zukünftigen Mitarbeiter(in) einige Jahre Berufs- und Lebenserfahrung sowie eine positive Zusammenarbeit mit unserem Seelsorgeteam.

Eine Gruppe von freiwilligen Helferinnen steht zur Verfügung, ebenso stundenweise eine Sekretärin. Lohn, Sozialleistungen und Ferien sind fortschrittlich geregelt.

Wenn Sie sich von dieser Kurzumschreibung angesprochen fühlen, gibt Ihnen Parrer L. Huber (Telefon 01-940 56 56) oder Frau L. Suppiger (Telefon Geschäft 01-940 10 84, Privat 01-940 27 31) gerne weitere Auskünfte oder sind zu Besprechungen bereit.

Ihre Bewerbungsunterlagen erwarten wir unter der Adresse: Kath. Kirchgemeinde Uster, z.Hd. Frau L. Suppiger, Weidstrasse 2, 8610 Uster

Suche neue Aufgabe als

Pfarrhaushälterin

Langjährige Erfahrung als Hausfrau und mehrjährige Erfahrung als Katechetin. Antritt Sommer 1982.

Offerten sind erbeten unter Chiffre 1236 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 1027, 6002 Luzern

1982: Heiliges Jahr in Compostela

Vorschlag für eine aussergewöhnliche Pfarrei-Pilgerfahrt

Santiago de Compostela, im Nordwesten Spaniens, war über Jahrhunderte hinweg das Ziel von Millionen von Pilgern aus ganz Europa (Wussten Sie, dass z.B. St. Jakob an der Sihl oder St. Jakob an der Birs für Santiago-Pilger als Etappenorte galten?). Der «Jakobsweg» galt als die beschwerlichste und gefährlichste aller Wallfahrten. Eng verbunden mit der Geschichte des Apostelgrabes ist auch die Geschichte Spaniens, die «Reconquista», die Rückeroberung der von den Mauren besetzten Gebiete durch die Christen unter dem Banner des Santiago und die Geschichte Europas.

Aus Anlass des Heiligen Jahres haben wir eine besondere Pilgerfahrt über den Jakobsweg zusammengestellt. Eine Pilgerfahrt, welche gleichzeitig zur Kunstreise wird, denn der Weg ist reich an grossartigen Zeugen mittelalterlicher Baukunst.

Wir kennen den Jakobsweg bis ins Detail. Wir sind überzeugt, dass unser Reiseführer, Dr. theol. Julio Gonzales, auch Ihre Teilnehmer zu begeistern vermag.

Telefonieren Sie uns bitte, wir geben Ihnen gerne nähere Auskunft.

ORBIS-REISEN

Reise- und Feriengenossenschaft der Christlichen Sozialbewegung der Schweiz
Bahnhofplatz 1, 9001 St. Gallen
Telefon 071 - 22 21 33

A. Z. 6002 LUZERN

63000

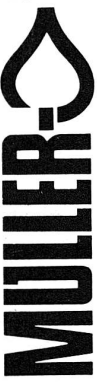
00247023
PFAMMATTER JOSEF DR.

PRIESTERSEM, ST. L.
7000 CHUR

44/29. 10. 81



**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
☎ 055 53 23 81



**Für
Kerzen
zu**

Rudolf Müller AG
Tel. 071 - 75 15 24
9450 Altstätten SG